PHILIPP MAINLÄNDER

Meine Soldatengeschichte

Herausgegeben von Walter Rauschenberger



Schriftenreihe der „Preußischen Jahrbücher“
Nr. 18

Philipp Mainländer:

Meine Soldatengeschichte

Herausgegeben
von
Walter Rauschenberger



Verlag von Georg Stilke, Berlin 1925


Deutsche
Bücherei
Leipzig

Einleitung

Philipp Mainländer wurde am 5. Oktober 1841 in Offenbach am Main geboren. Daher sein Schriftstellername, den er sich beilegte. Sein wirklicher Familienname war Batz. Von väterlicher Seite wurde ein gutes Herz, von mütterlicher Seite eine melancholisch-asketische Gemütsveranlagung und eine damit eng verbundene Neigung zu philosophischer Spekulation auf ihn vererbt. Seine Mutter wie seine Großmutter wurden gegen ihren Willen in die Ehe getrieben und verharrten zeitlebens in innerer Ablehnung der Ehe, was für die Beurteilung von Mainländers Persönlichkeit von Wichtigkeit ist. „Wir sind alle Kinder ehelicher Notzucht", sagt Mainländer von sich und seinen Geschwistern. Diese Tatsache wirft ein eigenartiges Licht auf Mainländers Lehre von der Erlösung durch Virginität, die zu seinen Lieblingsgedanken gehört.

Unter seinen Geschwistern stand ihm besonders nahe seine Schwester und Mitarbeiterin Minna, mit der gemeinsam er sein dramatisches Gedicht „Die letzten Hohenstaufen" herausgab.

Mainländer wurde auf Wunsch seines Vaters Kaufmann und nahm eine Stellung in Neapel an. Dieser Aufenthalt wurde für seine Entwicklung von großer Bedeutung. In der herrlichen Natur des Südens erwachte seine poetische Veranlagung, die neben der philosophischen in ihm schlummerte. Auch für diese kam in Italien der Tag — der große Tag seines Lebens. Im Jahre 1860 wurde er in einer Buchhandlung zufällig auf die Werke Schopenhauers aufmerksam. Er kaufte sich ein Exemplar der „Welt als Wille und Vorstellung" und vertiefte sich zu Hause in die Lektüre. Er las die ganze Nacht hindurch, bis wieder der helle Tag am Himmel stand: er fühlte, daß „ein Ereignis von unermeßlicher Bedeutung" in sein Leben getreten war. Die Philosophie Schopenhauers nahm von da an völligen Besitz von ihm. Er gelobte in einer begeisterten Stunde: „Ich will dein Paulus sein."

Nach dem Tode seiner Mutter (1865), die er über alles liebte und mit der er die letzten Jahre ihres Lebens in Offenbach verbracht hatte, entwarf er die Grundlinien zu seinem eigenen System. 1874 führten seine Studien zum Abschluß seines Hauptwerkes: „Die Philosophie der Erlösung", 1. Teil. Sie ist die konsequenteste Vertretung des Pessimismus in der Geschichte der Philosophie überhaupt. Mainländer gelangte, wie sein Meister Schopenhauer, auf verhältnismäßig schnellem, geradlinigem Weg zur Aufstellung seines Systems. Beide hatten gegen Ende des dritten Jahrzehnts ihres Lebens ihre Weltauffassung festgelegt, ohne sie mehr zu ändern. Auch in der Art ihres Denkens haben beide eine gewisse Ähnlichkeit. Mainländer erinnert wie Schopenhauer etwas an die altgriechischen, vorsokratischen Philosophen, die sich mit offenem Auge in wesenhafte Züge des Seins vertieften und diese in plastischen Gedanken festhielten. Die Anschauung der Welt war der Mutterboden ihrer Philosophie, nicht leere Begriffsabstraktionen, in denen sich lange Zeit die deutsche Philosophie bewegt hatte. Etwas von der Taufrische und dem Erdgeruch der altgriechischen Philosophen lebt in Schopenhauers Werken, und ein Abglanz davon ist auch auf Mainländer gefallen.

In anthropologischer Richtung ist zu bemerken, daß Mainländer mittelgroß und brünett war. Er hatte dunkle Haare und Augen und bräunlichen Teint im Gegensatz zu dem blonden und blauäugigen Schopenhauer.

Mainländers Philosophie ist in noch höherem Grade als die Schopenhauers Eudämonismus: Die Erlösung ist ihr Leitmotiv, wie schon der Titel seines Hauptwerkes besagt. Alles Leben ist Leiden; das „selige Leben" enthält für Mainländer wie für Schopenhauer einen Selbst-Widerspruch. Die pessimistische Stimmung ist aber bei Mainländer bedeutend gesteigert. Während Schopenhauers Philosophie in einem „relativen" Nichts endet und die Möglichkeit eines unfaßbaren, namenlosen Seins offen läßt, tritt bei Mainländer die Hinneigung zum absoluten Nichtsein in den Vordergrund. Dies ist sein heißersehntes Ziel. „Denn bei den Toten gibt es keinen Schmerz." (Sophokles, Elektra.) Mainländer läßt sich auf eine Begründung der Mängel und Unvollkommenheiten dieser Welt fast gar nicht ein. Diese gelten ihm als

eine ausgemachte Sache. Er ist so tief davon überzeugt, daß Nichtsein besser ist als Sein, daß nach ihm selbst die Gottheit es vorzieht, aus ihrer Allgenügsamkeit, ihrem Übersein herauszutreten und in dem seligen Schoß des Nichtseins unterzugehen. Der ganze Weltprozeß wird als Bewegung des höchsten Seins (Gottes) durch das Werden in die selige Ruhe des Nichtseins aufgefaßt. Gegenwärtig befindet sich der Prozeß im Stadium des Werdens, der Auflösung der Gottheit. Ein stärkerer Ausdruck für den Pessimismus konnte nicht gefunden werden.

In einem geistvollen Werk[1]) ist das Verhältnis Schopenhauers zu Mainländer mit demjenigen Platons zu Aristoteles verglichen worden. Weilte Schopenhauer wie Platon mit Vorliebe auf den lichten Höhen der Idee, so kehrt Mainländer gleich dem großen Stagiriten auf den Boden strenger Immanenz zurück. Beide verlegen alle Realität in das einzelne, das Individuum; beide stellen sich im Gegensatz zu ihren Meistern bewußt auf den Boden der Erfahrung, um sie in nicht unwesentlichen Punkten wieder zu überschreiten: die Annahme einer vorweltlichen, untergegangenen Gottheit bei Mainländer ist so gut Metaphysik, wie diejenige einer lebenden Gottheit bei Aristoteles.

Daß Mainländer eine tiefe Verehrung für den Buddhismus, „die blaue Blume des Orients", hatte, braucht kaum gesagt zu werden. Die Menschheit im besonderen bewegt sich dem sozialen Staat entgegen, in dem jeder seine Bedürfnisse befriedigen kann und ihre Nichtigkeit durchschaut (Mainländer ist theoretischer Sozialist), und es steht der Menschheit von hier der nächste Weg zur Lösung offen: Die Virginität, die Mainländer sich selbst freiwillig auferlegt hat.

Mainländers Philosophie ist im wesentlichen der Versuch der Überführung der Schopenhauerschen Philosophie aus der Transzendenz in die Immanenz. Dies zeigt sich zunächst in der Erkenntnistheorie. Mainländer bricht mit dem transzendentalen Idealismus seines Meisters. Er ist, mit Ausnahme seiner Stellung zur Materie, Realist. Raum, Zeit und Kausalität sind nach ihm Formen des Seins, unabhängig vom erkenenden Subjekt. Diesen

---

[1]) Max Hecker: Schopenhauer und die indische Philosophie. 1897. S. 11 f.

allgemeinsten Formen des Seins entsprechen aber — das ist das Originelle an Mainländers Erkenntnistheorie — als Funktionen a priori des Denkens: der Punkt-Raum, der als die Fähigkeit bezeichnet wird, nach drei Dimensionen auseinanderzutreten und die Dinge zu begrenzen; die Gegenwart, die auf Punkt der Bewegung in der realen Sukzession eingestellt ist; das Kausalitätsgesetz und die Synthesis d. h. die Fähigkeit, die getrennten Einzelempfindungen zur Einheit des „Dings“ zu verknüpfen, während die Zeitvorstellung nach Mainländer eine Verbindung a posteriori der Vernunft ist. Mainländer ist also transzendentaler Realist, nimmt aber daneben apriorische Erkenntnisformen der Vernunft an. Eine Erklärung, wieso diese letzten mit den vom Subjekt unabhängigen Seinsformen der Außenwelt übereinstimmen, auf sie eingestellt sind — eine Übereinstimmung, die doch nur auf metaphysischem Wege erklärt werden könnte —, gibt Mainländer nicht, kann sie auch der ganzen Anlage seines Systems nach nicht geben.

Eine wesentliche Einschränkung erhält der transzendentale Realismus Mainländers dadurch, daß die Materie zu einem rein idealistischen Faktor erhoben wird. Die Materie bringt es also mit sich, daß die Welt der Vorstellung kein Abbild der Welt der Dinge an sich ist trotz der sonst vorhandenen Übereinstimmung der Formen des Denkens und des Seins. Der psychologische Grund dieser Stellungnahme ist klar. Für Mainländer fallen, wie für Kant und Schopenhauer, die Begriffe „Ding an sich“ und „metaphysisches Wesen“ zusammen. Der Gedanke, daß das, was unabhängig vom erkennenden Subjekt existiert, gleichwohl Erscheinung eines hinter Subjekt, wie Objekt stehenden Absoluten sein könnte, dergestalt, daß die in den Subjekten und in den Objekten sich abspielenden Vorgänge zwei verschiedene Erscheinungsweisen der einen, absoluten Substanz wären — dieser Gedanke taucht bei den drei genannten Denkern überhaupt nicht auf. Vielmehr fällt für sie das dem Subjekt Transzendente, das Transsubjektive, mit dem metaphysisch Transzendenten zusammen. Wollte also Mainländer, seinen Grundüberzeugungen folgend, dem Ding an sich Willenscharakter zuschreiben, so mußte er die Materie für einen rein idealistischen Faktor erklären. Auf Grund dieser Erkenntnistheorie

gelangt Mainländer zu der Annahme einer Vielheit von Dingen an sich, deren Qualität auf demselben Weg wie bei Schopenhauer, der Versenkung ins eigene Selbst, erkannt wird. Das Ding an sich entschleiert sich hier als individueller Wille zum Leben. Während bei Schopenhauer der Wille ein einheitlicher, ungeteilter, zeitloser ist, eben das eine „Ding an sich", sind es bei Mainländer, seiner realistischen Erkenntnistheorie entsprechend, die vielen individuellen Willen, die alles beherrschen und treiben. Damit ist die Grundlage gelegt für eine bestimmte Ethik und Erlösungslehre.

Während Schopenhauer die Gegensätze der nur scheinbar getrennten Individuen zu überbrücken sucht und demgemäß im Mitleid, dem unmittelbaren Eins-Werden mit dem fremden Wesen, das Fundament der Moral erblickt, ist bei Mainländer der individuelle Wille an sich von jedem anderen getrennt, und Mainländer sucht deshalb das Prinzip der Ethik im natürlichen Egoismus. Das Individuum und sein Egoismus ist nach Mainländer das einzig Reale. Ebenso realistisch und naturalistisch denkt Mainländer über die Erlösung. Der Erlösungsvorgang, der bei Schopenhauer in dem mystisch-transzendenten Akt der Willensverneinung besteht, verwandelt sich bei Mainländer in einen innerweltlichen Prozeß, in einen Vorgang des Naturgeschehens. Das Individuum, wie die Welt in ihrer Gesamtheit bewegen sich von selbst dem Nichtsein entgegen: Das Individuum erreicht dieses Ziel durch den natürlichen Tod (die dauernde und restlose Erlösung der Individualität ist damit gesichert) — die Welt durch allmähliche Abnahme und Schwächung der Energie. Mainländer stellt dem Gesetz der Erhaltung der Energie — ohne nähere Begründung — ein Gesetz der Schwächung der Kraft entgegen, und bestreitet gleichzeitig die Unendlichkeit der Welt (deren Erlösung dann nicht möglich wäre) als eine „frivole Ausgeburt der perversen Vernunft".

Mainländers Hauptbedeutung liegt in der Stellung, die er dem Individuum gegeben hat. Wir erblicken in Mainländer vor allem den Philosophen der Individualerlösung. In der reinen Christuslehre (die er als esoterisches Christentum dem herrschenden exoterischen gegenüberstellt) erblickt Mainländer eine Bestätigung

seiner Lehre. Der „Heilige Geist“ ist nach ihm der in der Welt wehende Atem der vorweltlichen, untergegangenen Gottheit. In Mainländers Geist hat sich die eigenartigste Vermählung christlichen und indischen Denkens vollzogen. Am Anfang der Weltentwicklung steht bei ihm ein christliches Element: Gott, und am Schluß ein indisches: das Nirvana. Diese starke Beimischung christlicher Anschauung unterscheidet Mainländers Denken innerlich am meisten von demjenigen Schopenhauers. Die Verschmelzung christlicher und indischer Weltanschauung gab auch zweifellos den ersten Anstoß zu Mainländers metaphysischer Auffassung der Welt (der Bewegung Gottes aus dem Übersein durch das Werden in das Nichtsein).

Diese Lehre bedarf kaum einer Widerlegung. Der gegenwärtige dynamische Zusammenhang der Welt kann niemals durch eine untergegangene Einheit erklärt werden, sondern nur durch eine ewige, die jederzeit besteht. Eine Einheit, die den ganzen Weltprozeß mit all seinen Leiden veranstaltet, nur um sich selbst in Sicherheit zu bringen, verdient nicht den Namen „Gott“. Am allerwenigsten kann in der Statuierung einer untergegangenen Gottheit die erste wissenschaftliche Begründung des Atheismus erblickt werden, wie Mainländer meint. Das Leben der Welt, das Gottes Tod ist, gleicht nach E. von Hartmanns[1]) treffendem Ausdruck „einem Mühlwerk, das nicht nur das Aufgeschüttete, sondern auch sich selbst zerreibt und ohne Rest aufzehrt“.

Allerdings muß bemerkt werden, daß Schopenhauers und E. von Hartmanns Lehren von der Welterlösung nicht minder anfechtbar sind. Nach Schopenhauer ist der Weltwille das zeitlose „Ding an sich“, das ὄντως ὄν der Dinge. Gleichwohl schreibt er ihm die Möglichkeit der Willensverneinung zu, die mit jener Zeit- und Wandellosigkeit unvereinbar ist. E. von Hartmann glaubt an eine Zurückwendung des Weltwillens aus der Aktualität in die Potenz durch universelle Willensverneinung! Hätte man solche Gedanken einem Hellenen vorgesetzt, er hätte sich vor Staunen nicht zu fassen gewußt. —

---

[1]) Geschichte der Metaphysik II, S. 533.

Nach Beendigung seines Hauptwerkes diente Mainländer freiwillig ein Jahr bei den Kürassieren in Halberstadt in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahr. Er betrachtete dies als seine Pflicht gegen den Staat. Hierauf kehrte er nach Offenbach zurück und schrieb in vier Monaten den ganzen zweiten Band der „Philosophie der Erlösung“, seine Selbstbiographie und eine Novelle („Rupertine“). Sein Lebenstrieb, der nie groß gewesen war, nahm in dieser Zeit schnell ab. Er fühlte sich „verbraucht“ und „unaussprechlich müde“, wie er schon von Halberstadt aus seiner Schwester geschrieben hatte. Zwar trug er sich mit dem Plan, die sozialdemokratische Bahn zu beschreiten und für seine leidenden Mitbürger praktisch zu wirken. Aber alles, was er schrieb und dachte, war nur eine „Ährenlese auf abgeernteten Feldern“, wie es in seinen letzten Aufzeichnungen heißt. Am 31. März 1876 hielt er den ersten Band seines Werkes gedruckt in Händen. Er äußerte, sein Leben habe nun keinen Zweck mehr. In der folgenden Nacht machte er ihm ein Ende.

Der zweite Band der „Philosophie der Erlösung“ erschien erst 1886, zehn Jahre nach Mainländers Tod. Um die Herausgabe dieses Bandes hat sich neben Mainländers Schwester Otto Hörth in Frankfurt a. M. sehr verdient gemacht. Er offenbart, wie der erste Band, Mainländers glänzende stilistische Begabung.

Das Bild, das wir entworfen haben, wäre unvollständig, wenn wir nicht der edlen menschlichen Eigenschaften Mainländers gedächten. Seine Schriften und Briefe, wie die Berichte derer, die ihn gekannt haben, lassen seine große, reine Persönlichkeit mit Sicherheit erkennen. Wenige haben ein für die Leiden ihrer Mitmenschen so empfängliches und warmfühlendes Herz besessen wie er.

Sein Leben gewinnt eine besondere Bedeutung im Hinblick auf seine Philosophie. Zwischen Mainländers Lehre und seinem Leben besteht völlige Übereinstimmung: er hat nicht nur eine Lehre aufgestellt, sondern auch nach ihr gelebt. Ein Punkt scheint mir dabei nicht genügend berücksichtigt. Auch andere Männer, wie Buddha, Augustin, Franz von Assisi, Leo Tolstoi, haben nach dem gelebt, was sie als recht erkannt hatten — aber erst, nachdem sie das Leben

genossen, es durch und durch kennengelernt hatten. Ja, ihre endgültige Weltanschauung hat sich erst im Kampf mit und im Widerspruch gegen die Welt entwickelt. Wer das Leben flieht, sich von ihm abwendet, hat es fast immer vorher geliebt. Ganz anderer Art ist Mainländers Weltentsagung. Er steht von Anfang an über der Welt und ihren Gütern; er ist darüber erhaben. Diese reinste Form der Weltentsagung, die besser Welterhabenheit genannt werden möchte, steht unter den bedeutenden Männern der Geschichte fast ohne Beispiel da.



I. Kapitel.

> Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht: gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als, mutig gefaßt, die Zügel festgehalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es?
>
> Goethe, Egmont.

Als ich im vierzehnten Jahre mich zu einem Berufe entscheiden sollte, bat ich ohne Bedenken, mich in die österreichische Armee eintreten zu lassen. Die Freude des Knaben am Glanz der Uniform war so wenig das Motiv meines Wunsches, als die Vorstellung von der Aufgabe eines Heeres in Friedens- und Kriegszeit. Versetze ich mich in jene Zeit zurück und denke über meinen Zustand nach, so kann ich nur sagen, daß ich von einem wilden Dämon getrieben wurde, der ohne Bewußtsein nach einem Ziele eilt. Merkwürdig ist nur, daß sich dieser Instinkt zum Teil enthüllte. So sagte ich, kurz nachdem mir meine Bitte von den Eltern rundweg abgeschlagen worden war, zu einem Freunde:

„Ich habe ein außerordentliches Verlangen, einmal unbedingt einem andern in allem unterworfen zu sein, die niedrigste Arbeit tun, blind gehorchen zu müssen."

Dieser Wunsch ist in meinem Leben immer wieder aufgetaucht und bin ich doch im Grunde genommen das freiheitsbedürftigste Wesen. Ich glaube, daß damals das Verlangen mit dem erwachenden Geschlechtstrieb in Verbindung stand, ob ich mir gleich keine Rechenschaft von diesem Zusammenhang geben kann.

Als Österreich von Frankreich 1859 angegriffen wurde, waren meine politischen Ansichten dermaßen verwirrt, daß ich mich aus reinem Franzosenhaß auf die Seite Österreichs stellte. Einige Freunde taten desgleichen, und wir beschlossen in die österreichische Armee einzutreten, wenn diese geschlagen würde. Der Krieg verlief zu rasch, um unseren Entschluß auszuführen.

Mein kriegerischer Trieb wurde demnächst 1863 beim Ausbruch des schleswig-holsteinschen Krieges wach. Es war mir bitterer Ernst mit der Absicht zu helfen und lag ihr damals kein Instinkt, sondern selbstbewußte Vaterlandsliebe zugrunde. Unter der Leitung dieser steht seitdem der unausrottbar in mir lebende Trieb, Soldat zu werden. Es ist aber immerhin möglich, daß er einen ganz anderen, für mich unfaßbaren Zusammenhang mit meinem zukünftigen Schicksal und durch dieses mit der Welt hat, da die Welt eine geschlossene Totalität ist, in welcher jeder Teil so gut das Ganze bestimmt, als er vom Ganzen bestimmt wird.

Ich ließ mich im Herbst von einem hessischen Feldwebel vollkommen einexerzieren, um jederzeit bereit zu sein; denn vernünftigerweise konnte ich nur daran denken, Soldat zu werden, wenn der Krieg nicht lokalisiert bliebe. Gegen Dänemark allein reichten wenige Armeekorps aus, und ich hatte Verpflichtungen gegen meine Familie, welche nur im äußersten Falle vernachlässigt werden durfte. Der Krieg blieb bekanntlich lokalisiert und ich ging wieder meinen gewohnten Beschäftigungen nach.

Jetzt kam das folgenschwere Jahr 1866. Meine politischen Ansichten hatten sich unterdessen sehr geklärt, und ich stellte mich ohne Zaudern und Bedenken auf die Seite Deutschlands, d. h. Preußens. Die Lage Preußens war so kritisch, daß ein Abwarten der ersten Schlacht gar nicht in Rechnung gestellt werden durfte, und so schrieb ich alsbald, in mir fest entschlossen, aber inbetreff vieler Punkte der Ausführung zweifelhaft, wie folgt, an den preußischen Kriegsminister:

Einer meiner Freunde, ein Hesse, welcher sich gegenwärtig in Neapel befindet und von Preußen allein die heißersehnte Einheit des gesammten Vaterlandes erwartet, möchte seine schwachen Kräfte S. M. dem Könige in bevorstehendem Kampfe zur Verfügung stellen und beauftragte mich deshalb an Ew. Excellenz die Frage zu richten, ob er als Gemeiner in irgend ein Cavallerie-Regiment Sr. Majestät eintreten könne. Ich wage mich dieses Auftrags dadurch zu entledigen mit dem Bemerken, daß mein Freund fünfundzwanzig Jahre alt, stark gebaut und Kaufmann, aber leider durch Kurzsichtigkeit genötigt ist, eine Brille zu tragen.

Ich bin mir hierbei vollkommen bewußt, daß Ew. Excellenz im Augenblick mit den ernstesten Arbeiten beschäftigt und gewiß nicht in der Lage sind, derartigen Anliegen besondere Aufmerksamkeit zu schenken; demungeachtet

wollte ich dem Willen meines Freundes Ausdruck geben in der Hoffnung, daß seine Bitte vielleicht Berücksichtigung finden und mir hiervon von Ew. Excellenz auf eine Weise Mitteilung werden könne, welche Euerer Excellenz auch nicht die geringste Zeit raubt.

Offenbach a. M., 14. Mai 1866.

Antwort.

Euer Wohlgeboren werden in Erwiederung des an Seine Excellenz den Herrn Kriegs- und Marine-Minister gerichteten gefälligen Schreibens vom 14. d. Mts. benachrichtigt, daß die Annahme von Freiwilligen lediglich Sache der bezüglichen Truppen-Kommandeure ist, und daß auf die Annahme selbst Seitens des Kriegs-Ministeriums ein direkter Einfluß nicht ausgeübt wird. Es haben sich vielmehr diejenigen, welche eingestellt zu werden wünschen, direkt an die betreffenden Truppen-Kommandeure zu wenden. Zur Zeit, nachdem die Königliche Armee mobil geworden, findet eine Einstellung von Personen, die noch nicht militärisch ausgebildet sind, überdies nur bei den Ersatz-Truppen statt. Schließlich wird noch bemerkt, daß auch für den Kavalleristen Kurzsichtigkeit eine sehr unerwünschte Eigenschaft ist.

Berlin, den 18. Mai 1866.

Kriegsministerium. Allgemeines Kriegs-Departement.
v. Podbielski. Wedell.

Nach Eintreffen dieses Schreibens, welches der in Aussicht gestellten Umständlichkeit wegen keinen angenehmen Eindruck auf mich machte, traf ich sofort die nötigen Vorbereitungen, um mich aus meiner Stellung möglichst glatt zu ziehen. Dies war nicht leicht, denn ich war die Seele im Geschäft meines Vaters. Ich sah deutlich die größte Konfusion voraus, die meine Entfernung hervorrufen würde, schwankte aber nicht. Ich suchte unter Angabe falscher Motive viele Beschäftigungen von mir abzuwälzen, überwachte die Ausführung, machte ein Memorandum alle möglichen Operationen betreffend usw. So vergingen einige Wochen, ehe ich daran denken konnte, mich an einen Regiments-Kommandeur zu wenden. Wie konnte ich ahnen, daß die Schlacht von Königgrätz sobald geschlagen würde und so entscheidend für den ganzen Krieg wäre? Genug, auch hier sollte meine Bemühung umsonst sein. Ich sollte noch nicht Soldat werden.

Nur zubald stellte sich heraus, daß die Niederlage Österreichs von Frankreich als eine eigene Niederlage betrachtet wurde und

in den Tuilerien die Losung herrsche: Révanche pour Sadowa. Ich war davon durchdrungen und wollte im entscheidenden Moment bereit sein. Im Herbste 1868 stand ich vollkommen frei da, und mein erster Gedanke war natürlich in die Armee einzutreten, damit ich bei Ausbruch eines Kriegs gleich mitmarschieren könne. Ich schrieb an einen liebenswürdigen Bekannten meiner Schwester, den Herrn Oberst v. Z. in Stettin:

Gestützt auf meine Schwester, welche die Ehre hatte, Sie in Bad L. kennen zu lernen, wage ich Ew. Hochwohlgeboren mit einer Bitte zu belästigen, durch deren Erfüllung Sie mich zu dem lebhaftesten Danke verpflichten würden.

Ich habe es schon sehr frühe als die erste Pflicht eines Bürgers angesehen, sich so zu stellen, daß er zu jeder Zeit sein Vaterland verteidigen helfen kann, wenn es angegriffen wird, oder dessen Ehre miträchen darf, wenn es beleidigt worden ist. Hierzu gehört selbstverständlich eine militärische Ausbildung, nach deren Beendigung ja ein Jeder, der seinen Beruf nicht im Soldatenleben sieht, zu seiner früheren Beschäftigung zurückkehren kann. Ehe Preußen die auf das Kriegswesen bezüglichen Verhältnisse Süddeutschlands durch seine großartigen Siege in die Hand nahm und gründlich reformierte, war es hier zu Lande für einen Sohn aus bemittelter Familie geradezu eine Ehrensache, sich vom Militärdienst loszukaufen. Den Eintritt in's Heer würde man nicht nur dem Sohne verdacht, sondern man würde auch die Eltern des Geizes und der Habsucht angeklagt haben. Alles Dieses ist anders geworden. Man findet jetzt ganz natürlich und selbstverständlich, was man vor wenigen Jahren mit den schärfsten Worten zu tadeln Veranlassung genommen hätte: das Dienen des Reichen neben dem Armen. Aber leider fiel meine Militärpflicht vor 1866, da ich 1841 geboren wurde; ich stand noch unter dem Gesetz einer lächerlichen Ansicht vom Zweck eines Heeres und konnte mir demnach eine militärische Ausbildung nicht aneignen. Demungeachtet verlor ich mein Ziel nicht aus den Augen und bildete mich im militärischen Sinne so weit es ging aus, damit, falls einmal Deutschland seine Söhne zu den Waffen riefe, ich eintreten und rascher die nöthigen Fertigkeiten erlangen könnte. Diesen Vorsatz dokumentirt die Anlage. Schon ehe die Schlacht von Königgrätz gewonnen war, glaubte ich an den hohen deutschen, aus der inneren Notwendigkeit der Dinge fließenden Beruf Preußens. Oesterreich erschien mir als Ausland und ich schwankte nicht einen Augenblick wem ich mein schwachen Kräfte widmen müßte. Die Regulirung von Familienangelegenheiten verzögerte meinen Eintritt in das Heer und als ich denselben endlich bewerkstelligen wollte, war der Krieg auch schon zu Ende.

Preußen ist nun zwar im Besitz der annektirten Länder und so gewiß als es sie erringen mußte, so gewiß wird es sie zum Heile von ganz Deutsch-

land behalten. Aber Frankreich beneidet es nicht nur um diese Errungen schaften, sondern es ist auch durch die herrlichen Siege Preußens in seinem militärischen Ruhm auf das Schwerste verletzt worden. Hierzu kommt die mit jedem Tage wachsende Opposition im Innern gegen das quasi absolute Regiment des Kaisers, welche nur durch eine Action nach außen erstickt werden kann. So glaube ich fest, trotz der Friedensversicherungen von allen Seiten und trotz der Abneigung der beiden Völker gegen gewaltsame Schritte, an einem Krieg, und zwar an einen nicht mehr fernen. Ich will an seinem Ausbruch nicht überrascht werden; er soll mich vorbereitet finden. Und hieraus folgt meine Bitte an Euer Hochwohlgeboren. Es soll mir nicht wie 1866 ergehen, wo ich, selbst wenn ich mich sofort bei Empfang des Briefs aus dem Kriegsministerium hätte einkleiden lassen, der Ersatzmannschaft zugetheilt worden wäre und mithin an der Action doch nicht hätte Anteil nehmen können. Sie haben gewiß die ausgedehntesten Bekanntschaften unter den Regiments-Commandeuren der verschiedenen Waffengattungen und da ich bei der Cavallerie eintreten möchte, so ersuche ich Sie freundlichst, mir einen Empfehlungsbrief an einen Ihnen bekannten Kuirassieroberst zu gewähren, Jeder Garnisonsort wäre mir recht mit Ausnahme Stettins, weil ich dort eine sehr befreundete Familie (Köhlau) habe.

Die sich Ihnen vielleicht hier aufwerfende Frage, warum ich nicht in das hessische Militär eintrete, findet ihre Beantwortung in dem Umstande, daß meine Familie sehr antipreußisch gesinnt ist und deshalb kein Verständnis für meine Handlung, vielmehr volle Verurtheilung derselben hätte. Unangenehmen Scenen aber bin ich von jeher aus dem Wege gegangen.

In der Hoffnung, daß Euer Hochwohlgeboren einem Ihnen zwar unbekannten, aber von dem wärmsten Gefühl für sein Vaterland beseelten Deutschen zur Erreichung seines Zieles behülflich sein werden, wiederhole ich, daß Sie mich zum lebhaftesten Danke für mein Leben verpflichten würden und zeichne, hochverehrter Herr Oberst,

Euer Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster
P. B.

Offenbach a. M., 16. Oktober 1868.

Antwort.

Euer Wohlgeboren

verfehle ich nicht auf Ihr sehr gefälliges Schreiben vom 16. d. Mts. ganz ergebenst zu erwiedern, wie ich zu meinem großen Bedauern außer Stande bin, Ihren dargelegten Wünschen förderlich zu sein.

Nach den bestehenden Bestimmungen ist es dem Regiments-Commandeur nicht gestattet, Freiwillige, welche bereits Euer Wohlgeboren Lebensalter (27 Jahre) erreicht, anzunehmen; möchten sie auch sonst allen übrigen Bedingungen entsprechen. Ein jedes Schreiben meinerseits an mir bekannte Regiments-Commandeure würde daher sich als völlig nutzlos erweisen, und

glaube ich, daß Euer Wohlgeboren Ihrem mit so regem patriotischen Eifer gehegten Wunsche, dem Vaterlande als Soldat zu dienen, wohl entsagen werden müssen; es sei denn, das Kriegs-Unglück bräche so über uns herein, daß auf jeden frei gebliebenen Mann zurückgegriffen werden müßte; — und das werden wir am Ende doch Beide nicht wünschen.

Nochmals mein Bedauern, daß ich Ihnen nicht zu Diensten sein kann und meine besten Empfehlungen an Ihre Fräulein Schwester.

Die Anlage füge ich wieder bei.

Euer Wohlgeboren
ganz ergebenster
von Z . . . .
Oberst.

Stettin, den 17. Okt. 1868.

Also auch diese Bemühung schlug fehl. —

Es finde hier ein Tagebuchblatt vom 4. Juni 1868 seine Stelle, wo ich mir Rechenschaft über den merkwürdigen Trieb zu geben versuchte:

Zu dem Schritt Soldat zu werden, bewegen mich verschiedene Gründe.

1.) Die Lage des Vaterlands, welche einen Krieg mit Frankreich mit der Zeit nothwendig macht; überhaupt der Gedanke, daß mein Vaterland einmal angegriffen werden könne.

„Deutschland, Deutschland über Alles“

habe ich stets mit Bewußtsein gesungen. Würde Deutschland nun von irgend einer Seite angegriffen — immer wäre es ein Krieg der regulären Armeen gegen einander und ich müßte deshalb die Hände in den Schoß legen und zuschauen, d. h. das Chor der mir in der Seele verhaßten politischen Phrasenhelden vermehren, deren Vaterlandsliebe noch auf keiner Probe gestanden hat und welche sich so widerlich laut geberden. Oder ich müßte beim Ausbruch eines Kriegs zur Ersatzmannschaft, was mich bei der Dauer der jetzigen Kriege der Gefahr aussetzte, am Kampfe nicht mehr Theil nehmen zu können.

2.) Die Beschaffenheit meines Körpers, welcher Ruhe so sehr liebt. Mein nüchternes zukünftiges Leben, so wie es vor meiner Phantasie schwebt, verlangt eine Vorbereitung durch Zwang, da mein Geist unerschöpflich an Entschuldigungen für das träge Fleisch ist und es deshalb nie zu einem energischen Anfang kommen wird.

3.) Ein für mich geheimnißvoller Zug des Herzens geradezu eine fanatische Neigung einmal, wenn auch nur kurze Zeit, den Soldatenrock getragen zu haben. Dieser nicht wegzuleugnende, vernünftigen Vorstellungen, auch Persiflirungen nicht zugängliche Zug tritt zeitweilig mit einer Stärke auf, daß ich erschrecke, weil ich ihn nicht begreife und nur einsehe, daß ich einem Dämon in den Krallen liege, dem ich über kurz oder lang zu Willen sein muß. Das Schicksal eines jeden Menschen ist deshalb vorherbestimmt, weil

das Schicksal der Menschheit nicht nur, sondern des ganzen Weltalls vorherbestimmt ist. Es reiht sich jedes Menschenleben in das Leben des Ganzen ein und es fällt in der That kein Sperling vom Dache ohne den Willen Gottes d. h. ohne Nothwendigkeit. Der anscheinend freieste Act des Menschen ist eine vor der Welt her bestimmte Handlung, eine Handlung, die das Ganze für Erlösung hinführen hilft. Ich könnte also sagen: dieser mir unerklärliche Zug wurde mir gegeben, weil ich nur als Soldat die mir zugedachte Mission vollführen kann, oder eine gewisse Soldatenzeit nothwendig zur späteren Vollführung der Mission ist. Wäre ich noch in den Gedanken und Neigungen der Menschen, ihrem eitlen Streben, Dichten und Trachten befangen, so würde ich vielleicht glauben als Soldat die Braut meines Herzens zu finden, welche ich sonst nicht finden könnte, oder Bekanntschaften zu machen, welche mir einmal von großem Nutzen sein werden, kurz, da ja Alles zusammenhängt, als Soldat glücklich zu werden. Da aber alle diese Ansichten nicht die meinigen sind, sondern mein zukünftiges Leben klar als das eines Asketen vor mir liegt, so bin ich überzeugt, daß ich diese unwiderstehliche Neigung, Soldat zu werden (in meinem 27. Lebensjahre, bei meiner philosophischen Bildung!), nur deshalb in mir trage, weil ich auf dem Schlachtfeld sterben soll. Meine kühne Phantasie sagt mir hierbei, daß ich noch jung sterbe und daß mein Blut das Siegel meiner Werke sein muß, um sie recht fruchtbar und segenbringend zu machen. Ich gestehe offen: der Gedanke plötzlich auf dem Schlachtfeld zu sterben, hat nichts Schreckendes für mich. Einen raschen Tod, inmitten des kräftigsten Wirkens, habe ich mir immer gewünscht.

4.) Da meine Vernunft eingesehen hat, völlig machtlos gegenüber dem gedachten Trieb zu sein, so erfüllt sie eine wahre Freude, daß erstens das Herz durch die vielen, dem gemeinen Soldaten zugefügten Kränkungen und Demütigungen ganz gehörig dafür gestraft wird; ihren Vorstellungen nicht Gehör geschenkt zu haben, und zweitens, daß das Herz durch den blinden Gehorsam und seine Folgen gehörig gebessert werden wird. Denn es wird Jedem einleuchten, daß ein Mensch, der schon siebenundzwanzig Jahr alt ist, also nicht mehr in einem Alter steht, wo die unentwickelte Vernunft sich noch vor der Macht gerne beugt — ein seltsamer aber heilsamer Schmerz durchzucken wird, wenn ihn irgend ein achtzehnjähriger Graf Hochmuth oder ein Sergeant Roh oder Grob wie einen Schuhputzer behandelt.

Tu l'as voulu, George Daudin!

Inzwischen reifte die Saat und das Jahr 1870 trat in die Erscheinung. Ich befand mich damals in Berlin. Als es klar wurde, daß der Krieg nicht mehr vermieden werden konnte, begann in mir eine fieberhafte Aufregung, die sich erst im Winter 1870/71 allmählich verlor. Kein Vernünftiger hielt die Aufgabe Deutschlands für leicht, sondern begriff, daß alles für uns auf dem Spiele stand.

Von unten bis zur obersten Stelle war man sich bewußt, daß wir einen sehr starken Gegner hatten, daß es ein Kampf auf Leben und Tod war. Der König sprach von den Wechselfällen des Kriegs und die Macht Frankreichs wurde von allen überschätzt. Ich verzehrte mich in ohnmächtiger Sehnsucht helfen zu dürfen und dachte schon daran, meinen Geburtsschein zu ändern, um eintreten zu können. Da erschien die Verfügung des Kriegsministers vom 17. Juli, die alle Hindernisse für mich aus dem Wege räumte. Ihr letzter Absatz lautete nämlich:

„Die Truppenteile werden ferner ermächtigt, ohne Rücksicht auf den Etat Individuen, welche nicht ersatzpflichtig sind, als Kapitulanten, resp. Freiwillige für die Dauer des Krieges, demnach eventuell zu einer kürzeren als ein- oder dreijähriger Dienstzeit anzunehmen, und ist bei derartigen Einstellungen das Lebensalter nicht entscheidend, dagegen völlige Felddienstfähigkeit unabweisliches Bedürfniß."

Ich werde nie vergessen, welchen Eindruck diese Verfügung, Sonntag, den 17. Juli auf mich machte, als ich sie beim Frühstück in der Zeitung las. Ich eilte sofort zum Stallmeister Honn und begann wieder meine Reitstudien. Zugleich ließ ich mich von einem früheren Husarenwachtmeister in den Hieben unterrichten. Als ich einigermaßen wieder Bescheid wußte, und als über die Affäre bei Saarbrücken die sonderbarsten beunruhigendsten Gerüchte Berlin durchschwirrten, schrieb ich an den Rittmeister Graf L. vom Garde-Kürassierregiment wie folgt:

Euerer Hochgeboren

erlaube ich mir hierdurch eine Bitte vorzutragen, welche ich nicht länger zurückdrängen kann und durch deren Erfüllung Sie mich zu reger Dankbarkeit für mein ganzes Leben verpflichten würden. Ich bitte gehorsamst, mir gestatten zu wollen, in Ihr Regiment eintreten und den Feldzug gegen Frankreich mitmachen zu dürfen.

Ich bin ein Süddeutscher, ein Hesse, und jetzt achtundzwanzig Jahre alt. Ich mußte mich der Militärpflicht zu einer Zeit stellen (1861), wo die allgemeine Wehrpflicht noch nicht bei uns eingeführt war und kaufte mich los. Jeder Bemittelte konnte damals nicht anders handeln, denn bei der Zerrissenheit unseres Vaterlandes sah man im Soldatenstand nur seine Lasten, nicht seine hohe Aufgabe. So kam es, daß der preußisch-oesterreichische Krieg ausbrach, ohne daß ich als Soldat die verblendete Politik des Ministeriums Dalwigk unterstützen mußte. Ich war frei, und Deutsch-

land über Alles und Alles liebend und im festen Glauben stehend an den hohen nationalen, aus der Nothwendigkeit der Dinge sich ergebenden Beruf Preußens, durfte ich dagegen meine Kräfte Seiner Majestät anbieten. Die Antwort aus dem Kriegsministerium, welche mich belehrte, daß nur die Regiments-Commandeure das Recht haben den Eintritt in das Heer zu gestatten, erlaube ich mir Euer Hochgeboren vorzulegen. Die Regelung von Privat-Geschäften verzögerte mein Gesuch, und als ich es endlich stellen konnte, war der Krieg auch schon zu Ende.

Jeder, der zu dieser Zeit mit ruhigem Blick die politischen Verhältnisse betrachtete, kam zu dem Schlusse, daß die neuen Zustände in Deutschland über kurz oder lang zu einem Krieg mit Frankreich führen müßten. Hiervon überzeugt und wohl wissend, daß ich diesen nationalen Krieg nicht in den ersten Reihen mitmachen könne, wenn ich bei seinem Anfange nicht bereits militärisch ausgebildet sei, beschloß ich vorher in die preußische Armee einzutreten und bat Herrn Oberst von Ziemietzky in Stettin in einer, in diesem Sinne abgefaßten Zuschrift meinen Eintritt zu vermitteln. Seine Antwort, welche mir die Nachricht gab, daß ich nach den Gesetzen der preußischen Wehrverfassung zu alt sei, um eintreten zu können, lege ich ebenfalls bei.

Es schien demnach, als ob ich verurteilt sei wegen eines Unterschieds von wenigen Jahren mich in ohnmächtigem Patriotismus verzehren zu sollen. Da erschien die Bekanntmachung des Herrn Kriegsministers Exc. vom 17. Juli d. J., nach welcher ohne Rücksicht auf das Alter Jeder eingestellt werden kann, der kriegstüchtig ist, mithin auch ich.

Ich eile zum Schlusse. Euer Hochgeboren werden aus obigen Auseinandersetzungen, deren Länge ich recht sehr zu entschuldigen bitte, und den Einlagen ersehen, daß es sich bei mir nicht um einen verfliegenden Rausch des Patriotismus handelt, sondern um eine tiefwurzelnde Liebe zur heimatlichen Erde und um die berechtigte Eifersucht auf ihre Größe, ihren Ruhm und ihren Bestand. Diese Gefühle, wenn sie in Momenten wie die jetzigen nicht in die frische Action ausströmen dürfen, sondern in der Brust, die zu eng für sie ist, verbleiben müssen, werden zu einem Wurm in der Seele und vernichten die Blüthe des ganzen Menschenlebens. Weisen Sie mich deshalb nicht zurück, Herr Graf. Kein Opfer ist mir zu groß und ich gehe jede Verpflichtung ein, die Sie mir auferlegen wollen.

Was meine Kriegstüchtigkeit anbelangt, so glaube ich, daß mein gesunder kräftiger Körper den strengen Ansprüchen genügen wird. Ich werde den besten Willen in der Lehrzeit haben, da ich ja so bald als möglich zu dem Heere stoßen will und hoffe ich, daß meine Uebung im Fechten und Reiten meine Ausbildung beschleunigen wird. In Betreff schließlich meiner Moralität stehe ich mit den Zeugnissen der Dresdener Handelsschule, des Hauses in Neapel, worin ich fünf Jahre tätig war und des Herrn Baron Victor von Magnus zu Diensten, in dessen Comptoir ich Correspondent bin.

In Ihrer Hand ruht mein Glück: Sie können es geben oder versagen; aber ich habe das feste Vertrauen, daß Sie meine Bitte gewähren werden.

Empfangen Euer Hochgeboren die Versicherung meiner größten Hochachtung.

Euer Hochgeboren
gehorsamster
B.

Berlin, 4. August 1870.

Sr. Hochgeboren
dem Herrn Grafen von Lüttichau
Rittmeister und Escadronchef im Garde-Kuirassier-Regiment. Berlin.

Antwort.

Berlin, den 6./8. 1870.

Euer Wohlgeboren

erwiedere ich auf Ihr Schreiben vom 4. August, daß ich bereit bin, Ihren Wunsch zu erfüllen, und haben Sie sich deshalb sogleich oder Montag früh mit Ihren Papieren etc. in der Kaserne zu stellen.

Graf Lüttichau,
Rittmeister und Escadron-Chef im Garde-Kuirassier-Regiment.

Inzwischen traf die Kunde von der Schlacht bei Wörth in Berlin ein. Unendlicher Jubel und überall der feste Glaube an eine baldige Beendigung des Kriegs. Trotzdem ordnete ich schnell meine Sachen, schrieb an Baron Victor, an meine Familie und begab mich Montag, den 8. August, in die Kaserne. Graf Lüttichau empfing mich sehr freundlich, riet mir aber sofort mit Wärme ab, meinen Schritt auszuführen. Es sei für ihn ausgemacht, daß der Krieg keine drei Wochen mehr dauere, und er habe alle Hoffnung aufgegeben, Berlin verlassen zu können. Sollte ich indessen auf meinem Entschluß bestehen, so ließe er mich sofort einkleiden, aber ich möchte doch nicht einem Rekrutendienst von höchstens einem Monat meine gute Stellung opfern. Ich war zwar nicht seiner Meinung, daß wir am Anfang des Endes stünden, gab aber schließlich seinen Ermahnungen nach, besonders als er mir versprach, mich zu jeder anderen Zeit noch aufzunehmen.

Die nächste Zeit gab dem Grafen nicht Recht. Die mörderischen Schlachten um Metz herum, am 14., 15. und 17. August bei Mars-la-Tour, Vionville und Gravelotte lichteten furchtbar unsere

Reihen. Die Lage wurde kritisch, und ich schrieb am 26. August wieder an Graf Lüttichau wie folgt:

Euer Hochgeboren

hatten die Güte, mir die Zusicherung zu geben, als Sie am 8. d. Mts. mich wegen der Siege unserer Waffen mit unverdientem Wohlwollen aufforderten, nochmals meinen Entschluß zu prüfen, daß ich auch später bei Ihnen eintreten könne, wenn neue Ereignisse die Lage verwickelter machen sollten. Ich glaube, daß dies durch den hartnäckigen verzweifelten Widerstand der Franzosen jetzt der Fall ist und daß Deutschland seine Männer alle nötig hat, um den Erfolg an unsere Seite zu ketten. Ich erlaube mir deshalb, Euer Hochgeboren zu bitten, mich nächsten Montag einkleiden zu lassen.

Ich habe die Zwischenzeit nicht unbenützt verstreichen lassen, sondern mein Fechten den speciellen Kavalleriehieben angepaßt und jede sonst freie Minute dem Reiten gewidmet. Ich hoffe sonach mit den übrigen Ersatztruppen weiterexerciren zu können.

Sollten irgend welche Hindernisse meinem Eintritt entgegenstehen, oder sollte es Euer Hochgeboren wünschenswerter erscheinen, daß kein weiterer Tag verloren gehe, so wage ich Euer Hochgeboren zu ersuchen, mir ein Wort zu schreiben und wollen Sie die Bemühung gütigst entschuldigen. Wenn nicht, so bin ich Montag zur Stelle.

Empfangen Euer Hochgeboren die Versicherung meiner gehorsamsten treuen Ergebenheit.

Ich konnte mich aber am 29. August nicht stellen, da die fortwährende, an manchem Tag furchtbare Nervenaufregung mich ans Bett gefesselt hatte. Ich phantasierte fortwährend, erholte mich aber rasch wieder. Freitag, den 2. September, wollte ich mich endlich stellen, als die Nachricht von Sedan eintraf. Jetzt hielt auch ich den Krieg für beendet. Und so schrieb ich wie folgt an Graf Lüttichau:

Euer Hochgeboren

erlaube ich mir ganz ergebenst zu benachrichtigen, daß ich mich bei Ihnen wieder meldete, weil ich bis letzten Donnerstag recht unwohl war und unser inzwischen erfochtener neuer Sieg über Mac Mahon ein baldiges Ende des Krieges sicher voraussehen läßt, wenn sich nicht andere Mächte zwischen uns werfen. Ich irrte mich gewiß nicht, als ich annahm, daß mir Euer Hochgeboren abermals abrathen würden, während ich auf der anderen Seite wußte, daß ich mich Ihren Gründen nicht entziehen könnte.

Es erübrigt mir mithin nur noch, Ihnen wiederholt meinen aufrichtigen wärmsten Dank für die Bereitwilligkeit auszudrücken, mit welcher Sie mein erstes Gesuch gewährten und für den Anteil, den Sie später an mir nahmen, als durch unsere ersten Siege unser Vaterland nicht mehr bedroht war. Ich wünsche von Herzen, daß ich Ihnen diese Dankbarkeit durch irgend eine Tat beweisen könnte.

Man kann indessen nicht wissen, welche Gefahren die fremde Diplomatie gegen Deutschland noch heraufbeschwören wird — die Lust hierzu ist nicht abzusprechen — und werde ich deshalb nicht aufhören, meine Privatübungen fortzusetzen. Brechen dann neue Feindseligkeiten gegen uns aus und befinden sich Euer Hochgeboren noch hier, so vertraue ich, daß Sie mich nicht zurückweisen, sondern aufnehmen werden, wenn auch meine Ausbildung im Detail nicht ganz regelrecht sein sollte. Im Fechten nehme ich es mit Jedem auf und im Reiten hoffe ich mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben.

Für den Fall übrigens, daß Euer Hochgeboren den Stand der Dinge ernster auffassen, als ich vermute — und es ist dies ja leicht möglich, da Sie einen ganz anderen Ueberblick haben als ich —, so würde ich es als eine rechte Gunst auffassen, wenn Sie mir einen Wink geben wollten. Ich bin dann noch am selben Tage bei Ihnen.

Darf ich Sie noch bitten, mir gelegentlich die Ihnen seiner Zeit gesandten zwei Schriftstücke gütigst zu retourniren? Haben Sie dieselben nicht mehr, so ist es auch gut.

Genehmigen Euer Hochgeboren wieder den Ausdruck meiner treu gehorsamsten Ergebenheit.

Antwort.

Berlin, den 4. September 1870.

Euer Wohlgeboren

Brief habe ich erhalten. Meinen Gedanken haben Sie erraten; zureden zum Eintritt kann ich Ihnen nicht, da ich den Krieg für beendigt halte. Mein Versprechen zum Eintritt halte ich Ihnen indeß auf bis Mittwoch, an welchem Tage ich selbst zur Armee abgehe. Ihre Papiere folgen anbei.

Ihr

Graf Lüttichau,
Rittmeister und Escadron-Chef.

Nach der Ansicht aller wäre mein Eintritt noch jetzt eine Torheit gewesen; in Anbetracht der vielen Pflichten jedoch, welche ich gegen meine Familie, gegen das Bankhaus Magnus und gegen mich selbst hatte, und welche auf das gröblichste verletzt worden wären, wäre der Eintritt sogar eine vernunftwidrige Tat gewesen. Wohl zuckte

es später, als Gambetta die Armeen aus der Erde stampfte, krampfhaft in mir auf, namentlich in den Tagen banger Erwartung und Befürchtung, als Bourbaki den Stoß gegen Süddeutschland unternahm: Aber es war zu spät.

Hiermit ist aber die Hoffnung nicht beendigt, daß der Trieb in mir zur Befriedigung gelange. In Frankreich braut man bereits die Rache, und ich glaube wiederum fest an einen baldigen Krieg. Dieser trifft mich bestimmt nicht unvorbereitet. Ich sehe bereits das Nötige vor. Alles zu seiner Zeit! sagte Salomo.



II. Kapitel.

> Es gibt keinen Zufall,
> Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
> Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.
> Schiller.

1. Juni 1874.

Den Anfang meiner Soldatengeschichte schrieb ich am 16. April 1873 und schloß zu dieser Zeit die Ereignisse bis etwa Ende 1870 ab. Was von Ende 1870 bis zum 16. April 1873 vorgegangen war, berührte ich nicht. Dieses ist aber so wichtig, weil es das Wesen des Schicksals am Leben eines Individuums außerordentlich klar zeigen kann, daß ich in kurzen Zügen darauf zurückkommen will.

Ich trat im Jahre 1869 (März) im großen Bankhaus J. Mart. Magnus in Berlin als Korrespondent ein. Das Gehalt war nicht groß, auch dachte ich nicht ans Sparen. Ich lebte so hin. Meine Hoffnung, in die Armee eintrteen zu dürfen, war gescheitert, in meiner Stellung fühlte ich mich, da mir der Geschäftsgang fremd und und ich vom selbständigen Herrn in die Abhängigkeit herabgetreten war, anfänglich recht unbehaglich. Ich schloß mich ziemlich von allem ab, lebte bescheiden und hing meinen poetischen und philosophischen Gedanken nach. So kam Weihnachten 1869 und ich erhielt eine Gratifikation von 100 fl. Dieses Geld hatte die Wirkung, daß wieder ein Ziel, das ich schon früher gehabt hatte, das dann aber verblaßt war, lebhaft in den Vordergrund trat, nämlich das Ziel: auf einem Dorfe von den Zinsen eines kleinen Vermögens leben zu können. Ich legte meine 100 fl. zinstragend an, beschränkte meine Ausgaben, um den großen (!) Kapitalsstock zu vermehren und fing an zu spekulieren. Ich gewann durch häufiges Kaufen und Verkaufen — etwa 30 fl. Das dünkte mir sehr viel. Mein Ziel wurde immer heller und es näherte sich um die volle Hälfte der Entfernung, als mein Gehalt im März 1870 erhöht wurde.

Inzwischen hatte sich durch den Verkauf unseres Hauses die Familie in Offenbach aufgelöst. Meine Schwester Minna sollte zu mir nach Berlin kommen. Da brach der Krieg aus. Die Abreise meiner Schwester unterblieb, mein Ziel trat völlig wieder vor dem mächtig erwachten Patriotismus zurück, und nur ein Ideal machte das Auge der Seele trunken: Mitzutun, um die heilige heimatliche Erde zu schützen.

Die Ereignisse, welche sich von da an bis Ende 1870 in meinem Leben zutrugen, habe ich bereits gestreift.

Ende 1870 wurde festgemacht, daß meine Schwester definitiv nach Berlin im nächsten Frühjahre käme. Zu Weihnachten 1870 erhielt ich 200 fl., und nun hatte ich durch günstige Spekulationen, die ich mit etwa 5000 fl., die mir mein Vater gesandt, gemacht hatte, etwa 1000 fl. beisammen. Obgleich ich wohl wußte, daß der Aufenthalt meiner Schwester nach wenigen Monaten ihr disponibles Geld aufgezehrt haben würde und dann mir die Kosten ihres Unterhaltes zufielen, zögerte ich doch nicht, wie gesagt, die Übersiedelung nach Berlin einstweilen schriftlich perfekt zu machen, denn erstens mußte mit meiner Schwester etwas geschehen — sie hatte keine Heimat mehr und konnte wirklich in der Offenbacher Atmosphäre ihr Talent zur Schriftstellerin nicht entfalten —, zweitens dünkte mir mein Kapital unerschöpflich. Letztere Überzeugung ist wirklich merkwürdig. Niemand konnte einen klareren Begriff vom Geld haben als ich. Ich wußte, daß diese 1000 fl. bald aufgezehrt sein würden (man denke an das teuere Berliner Pflaster), und dennoch, obgleich mit Zagen, rief mein Herz: es ist nicht anders zu machen, und deshalb wird es schon gehen. Ja, viel mehr noch! Ich hatte mir ein Vermögen von 2500 fl. als Bedingung gegeben, um mich von allen Geschäften zurückzuziehen. 125 fl. Zinsen oder, da ich es für leicht hielt, 10% Zinsen zu machen, eine Rente von 250 fl. hielt ich, und zwar mit vollem Recht — ich habe fast keine Bedürfnisse —, für hinreichend, um zu leben. Als ich nun in Offenbach war, um meine Schwester abzuholen, und sah, daß mein alter Vater in seiner Einsamkeit nicht die richtige Pflege hatte und andere Übelstände vorhanden waren, setzte ich ohne weiteres fest, daß ich im nächsten Jahre, also 1872, meine Stelle verlassen und

meinem Vater wieder eine Häuslichkeit mit mir und meiner Schwester gründen würde. Man bedenke nur:

1. hatte ich nur 1000 fl.;
2. sah ich klar, daß ich diese 1000 fl. angreifen müsse, um den Aufenthalt meiner Schwester zu bestreiten;
3. war mein Geld in rumän. Eisenbahn-Prior. investiert, die damals den kolossalen Rückgang im Kurse hatten;
4. konnte ich ein Hauswesen unmöglich ohne die ins Auge gefaßten 2500 fl. als Vermögen einzurichten, auch nur denken, und dennoch trotz alledem und alledem sagte ich ganz gelassen: In einem Jahre werde ich meine Stellung verlassen, einfach, weil es so sein muß.

Und wie ich mir gedacht hatte, so kam es auch. Ich spekulierte weiter — natürlich nicht waghalsig, sondern auf Grund und in den Grenzen meines Kapitals — und gewann als Endresultat; denn ich gewann und verlor, aber der Gewinn überstieg den Verlust. Dann feierte das Haus Magnus im November 1871 ganz unerwartet das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens, und ich erhielt 500 fl. Dann erhielt ich zu Weihnachten wieder 200 fl. und 100 fl. Zulage und schließlich im März 1872, weil sich damals, nach dem Kriege, die Geschäfte wunderbar günstig entfaltet hatten, 500 fl. Tantieme.

Baron Victor von Magnus starb im Juni 1872, und vierzehn Tage später bat ich um meine Entlassung. Im September verließ ich mit meiner Schwester Berlin, ganz so wie ich es prophetisch vorausgesagt hatte, mit den Mitteln, um meinen Vater seinem peinlichen Leben zu entreißen. Ich hatte ein bares Vermögen von etwa 4000 fl.

Nun aber trug sich etwas sehr Merkwürdiges zu. Als ich nach der Tantiemenverteilung meine Verhältnisse vollständig gesichert sah, erwachte wieder mit großem Ungestüm der wilde Drang in meiner Brust: Soldat zu werden. Wohl riet daneben eine Stimme in mir, die erste Zeit der goldenen Freiheit zum ersten Entwurf meines philosophischen Werks zu benutzen, dessen Material total ungesichtet, ein wahres Chaos, teils schriftlich vor mir, teils nur in

meinem Kopfe lag. Ich war so müde während meiner Knechtschaft gewesen, daß ich an eine Ordnung des Zerstreuten gar nicht denken konnte. Aber diese Stimme in mir wurde vom Dämon vollständig überschrien. Er wollte endlich sein Recht haben und trotzte mit furchtbarem Ernste. Ich gab auf das freundlichste nach, eingedenk des goldenen Spruchs:

„Nachgeben stillet großes Unglück“

und beschloß, im Herbst in ein Kürassierregiment einzutreten. Als ich dem Dämon dies verkündigte, war er toll vor Jubel. Er durchtobte mein Blut wie wahnsinnig, und nie werde ich meinen damaligen Zustand vergessen. Die Adern drohten zu zerplatzen, aber ob es gleich schien, als ob es gar nicht anders kommen könne, lächelte mein Geist mit müden geschlossenen Augen ganz eigentümlich. Warum denn? Ja, wenn ich mir damals hätte Rechenschaft darüber geben können. Versucht hab' ich es wohl, doch vergeblich; jetzt weiß ich es.

Ich traf nun Anstalten, den Schritt vorzubereiten. Zunächst hatte ich meine Schwester in der geeigneten Weise zu informieren. Ich erklärte ihr in der schonendsten Weise, daß ich, nunmehr auf gesicherter finanzieller Grundlage stehend, jenen Zielen zustreben würde, ohne die ich keinen Tag länger leben wolle noch könne. Die volle, von Heraklit mit verzehrenden glühenden Worten geforderte Hingabe an das Allgemeine habe sich meines Herzens jetzt ganz bemächtigt, und sie sei das Gesetz, wonach sich meine neue Lebensperiode richten müsse. Das geniale Mädchen, dem meine Gleichgültigkeit gegen Männer, Weiber und Besitztum ja kein Geheimnis war, verstand mich und hatte nur Worte der Billigung, deren Klangfarbe man allerdings anmerkte, daß eine Hingabe an das Allgemeine, die Gefahr bringen könne, sie erzittern machte. Ich ersah aber daraus, daß ich vorläufig sie im Wahn lassen müsse, daß es sich zunächst nur um theoretische, wenn auch sehr kühne und entschiedene Leistungen handele. Demgemäß fuhr ich fort: Wir werden uns also nach Offenbach zurückziehen, eine Wohnung mieten, eine bescheidene Haushaltung führen, und während du deine Novelle zur vollen Abrundung bringst, beginne ich mein Werk. Sollte sich hierbei ergeben, daß ich entweder in absolute

Einsamkeit gehen oder mich an einen Ort — an eine Universität z. B. — verfügen müsse, wo ich nur finden kann, was ich brauche, so werde ich es tun. Dies kann sehr kurz nach unserem Eintreffen in Offenbach der Fall sein; indessen nicht eher als bis alles eingerichtet ist. Es ist also möglich, daß du vielleicht zwei bis drei, sagen wir sogar vier Monate allein mit Vater wirst hausen müssen, und ich frage dich deshalb, ob dies angänglich ist."

Sie sah mich mit großen Augen an und erklärte rundweg: es ginge nicht. Die alten Kämpfe mit Vater, die sie unfähig zur ernsten, so notwendigen Geistessammlung machten, würden wieder beginnen und sie sähe ein unfruchtbares, verbittertes, namenlos unglückliches Leben voraus. Lieber wolle sie eine Stelle als Gesellschafterin annehmen.

Ich erzürnte mich sehr. „Werde ich nie", rief ich aus, „der Bande ledig sein, die meine Familie um mich schlingt? Ohne euch flöge ich in den Lüften, denn ich habe große Flügel, durch euch aber muß ich am Boden hinkriechen wie ein Wurm. Und berücksichtige ich dich allein, wie kannst du mich hemmen wollen? Durch dich habe ich — wie du selber neulich im Scherze ganz richtig sagtest — alle Lasten einer Ehe ohne ihre Freuden". Meinst du, ich hätte auf letztere leicht verzichtet? Wahrhaftig es war ein Opfer, das ich, im Dienste der Wahrheit stehend, der hehren Göttin mit blutendem Herzen brachte. Und nun hängst du dich wie ein Bleigewicht an mich, weil du dich nicht schicken kannst in Verhältnisse, die nicht ganz glatt sind und dir Verdrießlichkeiten bereiten. Denn leider! wie Tacitus die Agrippina schilderte, bist du

‚ungestüm in deinem Schmerz und zu leiden unfähig'.

Hast du auch bedacht, was du durch deine Weigerung bewirkst? Du hemmst meine Entwicklung, ohne die deinige zu fördern."

Sie war hierauf sehr niedergeschlagen und der Gegenstand wurde verlassen. Aber ich sah deutlich, daß ich, ohne großes Unglück anzurichten, nicht im Herbste Soldat werden dürfe. Und merkwürdig! Als der Dämon merkte, daß er betrogen werden solle und sich gerade anschickte, ungeberdig zu werden, sprang wie eine Rosenknospe unter dem Kuß des Lichtes die seither geschlossene Liebe zu meiner philosophischen Arbeit auf. Sie wuchs täglich, bis sie mein Gemüt völlig gefangen genommen hatte. So fuhren wir

denn ab: meine Schwester sich die neue Häuslichkeit ausmalend, ich voll Sehnsucht, das erste Kapitel meines Werks zu schreiben, dessen Titel ich noch suchte. Und als wir an der Wartburg vorbeikamen und ich die Blicke über die schönen Hügel im vollen Glanz der Sonne schweifen ließ, da fiel mir das geheimnisvolle Lächeln meines Geistes ein, und nun verstand ich es.

Wollte ich jetzt beschreiben wie ich meinen ersten Entwurf in drei Monaten vollendete, wie ich ihn dann zur Seite legte und Kant und Schopenhauer nochmals Zeile für Zeile studierte, wie ich dann einen zweiten Entwurf dreimal so umfangreich wie den ersten in vier Monaten beendete, wie meine Erkenntnis wuchs, wie gleichsam ein Berg ins Rutschen kam und mir dadurch das wunderbarste Zauberschloß eröffnet wurde, in dem ich tausendmal mehr fand als ich im kühnsten Flug meiner Gedanken gehofft hatte — wollte ich das jetzt beschreiben, so würde ich das Wesen des Schicksals: jedes Individuum zum Glück der Erlösung sicher zu führen — deutlicher als irgendwo zeigen können. Aber es handelt sich ja hier um meine Soldatengeschichte allein. Da muß ich abbrechen.

Als ich den zweiten Entwurf begann, trat mein Dämon wieder vor mich. Er sah sehr schön, blühend und kräftig aus, und ich würde lügen, wenn ich sagte, er habe mir nicht außerordentlich gefallen. Er richtete seine hübschen Augen recht eindringlich auf mich, liebkoste meine Wangen und war dabei so graziös, daß ich nicht anders konnte als ihm einen herzhaften Kuß zu geben. Er war bis dahin stumm gewesen. Nun aber brach er los und flüsterte mir verführerisch ins Ohr: „Väterchen, gutes goldiges liebes Väterchen,“ wie steht es denn eigentlich mit uns beiden? In vier Monaten ist Herbst. Du weißt ja, da werden die Freiwilligen eingestellt, und du hattest mir doch im vergangenen Jahr versprochen, als du, ich erkenne es ja vollkommen an, meinen Wunsch nicht erfüllen konntest und von deinem Entschluß zurücktreten mußtest, du werdest in diesem Jahre gewiß mir Frieden geben, den ich nun schon so lange vergeblich ersehne. Sieh, fuhr der Schelm fort, alles steht günstig. Im Herbst hast du dein einfältiges philosophisches System —“

„Halt!“ rief ich ihm dauernd zu und setzte ihn etwas unsanft auf die Erde. „Halt! keine Beleidigung, oder ich blase dir das Lebens-

licht aus. Wie? Du wagst es, Ränkeschmied, zu lästern, was reiner noch nie aus einem begeisterten Gemüt geflossen ist? Fort, Kobold, aus meinen Augen. Infamer Bengel!"

Während ich ihn so hart anfuhr, hatte er sich in den äußersten Winkel meiner Seele geflüchtet. Dort stand er nach Art lieblicher Kinder, den rechten Arm über die Augen gelegt und verlegen hervorlugend. Er blieb in dieser Stellung, redete kein Wort und wartete, ein ganz verschmitzter Geselle, seine Zeit ab. Er dachte wohl: „ich habe eine kolossale Dummheit begangen, aber was ist zu tun? Ich weiß es noch nicht, aber eins ist klar, ich muß ihn auswüten lassen." O, er kannte mich genau! So behielt er denn seine liebliche graziöse Stellung bei und ich fuhr donnernd fort:

„Muß ich nicht von dir sagen, was Goethe deinem frechen Bruder, dem Kupido — par nobile fratrum! — vorgeworfen hat?

Cupido, loser, eigensinniger Knabe!
Du bat'st mich um Quartier auf einige Stunden.
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben!
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet.
Dein Mutwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrat des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben.
Ich such' und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entflieh'n, und räumet die Hütte.

Aber du irrst dich, eigensinniger Knabe! Das Seelchen entflieht nicht, um dir zu entfliehen. Noch bin ich Herr im Hause. Morgen setz' ich dich vor die Tür', bei den unsterblichen Göttern sei es geschworen! Und jetzt aus meinen Augen. Marsch! Pack' deine sieben Sachen zusammen und dann auf Nimmerwiedersehen!"

Er war doch etwas verblüfft. Ich war so zornig, daß er nicht recht wußte, wie er meine Rede auffassen sollte und fürchtete, es möchte doch am Ende Ernst sein. Da ließ er die Ärmchen schlaff herabfallen, sank auf die Knie, blickte mich mit den schönen Augen namenlos ängstlich an und flehte aus seiner Ecke ganz leise, von heftigem Schluchzen unterbrochen, aber unendlich rührend:

„Väterchen, liebes Väterchen, sei mir nicht böse. Du weißt, ich hasse ja nur deinen Geist und alles, was er hervorbringt, weil ich dich so unaussprechlich lieb habe. Die Eifersucht hat mich betört. Sei wieder gut. Was soll ich denn anfangen, wenn du mich verstößest und frage dich selbst: Kannst du mich wirklich entbehren?“

Diese Unverschämtheit war mir doch zu groß. Ich ergriff ihn am Schopfe und schüttelte ihn heftig. „Ich werde dir zeigen, ob ich dich entbehren kann. Morgen in frühester Stunde, wann die Sonne eben sich über die Berge erhebt, erhebt sich auch etwas über die Schwelle meines gastlichen Hauses und das bist du.“

„Väterchen — — — “

„Still, loser, eigensinniger Knabe!“

„Väterchen — — —“

„Still,“ sag' ich, „es nützt alles nichts. An die Luft wirst du gesetzt. Ich hab' es geschworen.“

Da sagte der Schlaukopf: „Ja, es ist wahr, du hast es geschworen, aber du hast es bei den unsterblichen Göttern geschworen, und in deinem unsterblichen philosophischen System war ja kein Platz übrig weder für die Mehrzahl noch für die Einzahl; folglich, denn du irrst ja nicht, unfehlbarer Weiser, ist auch dein Schwur nur — sit venia verbo! — blauer Dunst.

Ich war — ich will es nur ganz offen eingestehen und mich in meiner Blöße zeigen —, ich war entwaffnet. Der sorgfältig zugespitzte Pfeil hatte meine verwundbare Stelle genau in der Mitte getroffen, und ich schwamm in einem Meer des Entzückens.“

Ich beherrschte mich indessen und sagte ziemlich kühl: „Nous verrons demain, scélérat. Da ich alles Halbe hasse, wie du weißt, dem Dichterwort gemäß:

‚Nichts halb zu tun ist edler Geister Art‘,

so will ich in Gnaden, ohne den unwiderruflichen Beschluß bezüglich deines Exils zu präjudizieren, die Audienz fortsetzen. Ich muß jedoch ernstlich bitten, daß du dich sehr kurz fassest.“

Er dankte mir mit niedergeschlagenen Augen, ergriff zaghaft meine Hand und drückte einen heißen Kuß darauf. Ich war — man verzeihe mir meine Schwäche — dem allerliebsten Schelm wieder

von Herzen gut. Ich setzte ihn auf meine Knie, und er fuhr äußerst bescheiden, immer noch die Augen niedergeschlagen, wie folgt fort:

„Also liebes Väterchen, der Stand der Sterne ist unübertrefflich günstig. Im Herbst wirst du dein bedeutendes philosophisches System beendet haben. (Er legte schweren Nachdruck auf das Wort bedeutend, sprach jede Silbe klar und langsam aus und blickte mich dabei mit dem größten Ernste an. Ich hätte ihn wieder an mich drücken mögen, aber ich hielt mich zurück.) Du wirst unzweifelhaft eine große Leere in dir empfinden. Wie willst du sie ausfüllen? Du hast deine ganze Seele, alles was dich von Jugend auf erfüllte, den vollen Reichtum deiner Gedankenwelt in das Werk gelegt und wirst, wie ich dich kenne, keine neue philosophische Arbeit je wieder in Angriff nehmen. Ist es dann nicht notwendig, daß du mir endlich und dadurch auch dir den Frieden gibst? Die Theorie ist vollendet, nun muß die Praxis kommen. Und welche andere praktische Tat könnte der eminenten theoretischen folgen als der Eintritt in das glorreiche deutsche Heer? Du bist ja einer jener seltenen begnadeten Philosophen, wie Kleanthes und Spinoza, die gelebt haben wie sie lehrten, und soll ich das Geheimnis deines Werks dir verraten?"

Er sah mich dabei mit seinem ganzen liebenswürdigen Trotze an, denn inzwischen war er wieder sehr kühn geworden; bei den schmeichelhaften Stellen seines Vortrags hatte ich ihn unwillkürlich immer an mich gedrückt, und der abgefeimte Hallunke hatte daraus entnommen, daß er wieder der gebietende Herr in meinem Seelchen war.

„Soll ich?" fragte er lächelnd.

„Immer zu."

„Nun denn, so höre. Dein philisophisches Werk ist nur der Reflex deiner Liebe zu mir; sie hat jedes Wort inspiriert, mich hast du darin allein verherrlicht, mich hast du dadurch unsterblich gemacht. Und zwar, merke es wohl, ohne der Wahrheit, der keuschen herrlichen Göttin untreu geworden zu sein. Ich habe wahnsinnige Brüder — Teufelchen, ja Teufel. Wo sie wirken, da wird gesprochen und mit aller Kraft verteidigt, was nicht bestehen kann. Ich aber bin gut und rein, bin klar und hell, und weil ich so bin, ist mein Ungestüm, meine Leidenschaft eine unschätzbare Tugend.

Ist es nicht zum Greifen deutlich: nur in der Verbindung deines Geistes mit mir konntest Du dein Werk schreiben, und dieses Werk ist deshalb so durch und durch wahr, ob es gleich nur der Reflex deiner Liebe zu mir ist, weil ich von Natur aus bin was die Wahrheit lehrt: ein edelmütiger, freier Charakter."

Er war bei den letzten Sätzen blaß geworden; seine Augen leuchteten; seine Händchen waren krampfhaft geballt; ich sah ihn in Bewunderung an und atmete kaum.

„Was du", fuhr er fort, „in deiner Ethik lehrst, übst du schon lange, ja, du hast es immer geübt. Kein Mensch hat je so wie du sich am Schönen ergötzt, eben weil du festgewurzelt in deiner Ethik stehst, die eine Feuersäule sein wird vor dem Zuge der Menschheit; denn

Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sicheren Schatz im Busen trägt.

Was du aber in deiner Politik lehrst, die totale Hingabe an das Allgemeine, das erst wird deinem Leben die Krone aufsetzen. Läge es in der Bewegung der Menschheit, daß die soziale Frage jetzt, 1873, sagen wir besser in den nächsten zehn Jahren gewaltsam von unten her gelöst werden müsse — dann — ich brauche es dich gewiß nicht zu versichern, denn du kennst mich — würde ich anstatt dir zu raten, dich einfügen zu lassen als ein bescheidenes, aber tapferes Glied in den granitenen Bau: deutsches Heer genannt, dir die Flinte in die Hand drücken und dich selbst auf die Barrikaden führen, um zu kämpfen für die enterbten Brüder. Aber du hast es ja so klar und deutlich bewiesen, daß die nächste Geschichtsperiode noch das Gesetz der Völkerrivalität beherrschen und in ihr zunächst die römische Frage gelöst, der Kampf des Staates mit der Kirche endgültig entschieden werden wird. Für die Menschheit kann man immer tätig sein. Auf tausend verschiedenen Wegen wandeln die Ritter vom Geiste und die Samariter. Aber wer wie du eine feurige Seele hat, für den gibt es nur einen Platz, nämlich da, wo die Hauptbewegung sich vollzieht, an der Stelle der Menschheit, wo sie unter Blitz und Donner in heftigen Geburtswehen die Form und das Gesetz einer neuen Zeit ins Dasein wirft. Diese Stelle ist das deutsche Heer. Ich bin zu Ende."

Es folgte diesen Worten eine lautlose Stille in mir. Die eiskalten Schauer überliefen mich lange ohne Unterbrechung. Endlich faßte ich den Dämon in beide Hände, hielt ihn, soweit die Arme reichten, von mir ab, unsere Blicke begegneten sich und bohrten sich ineinander ein, und während mich der tiefste Ernst beherrschte, lächelte er selig. Kein Wort wurde gesprochen, aber der lose Knabe wußte, daß er im Herbste am Ziele sei.

Man würde sich jedoch irren, wenn man glaubte, der Dämon sei alles in mir. Wie immer, so wurde auch jetzt die Vernunft konsultiert. Das Resultat der ernsten Erwägung war, daß sie meinen Entschluß billigte, als ich mich bereit erklärte, mein sauer erworbenes Vermögen zu solchen Einrichtungen zu verwenden, welche den Gliedern meiner Familie gestatteten, sich während meiner Abwesenheit zu entfalten ohne Friktion. Nun schien es — ja ich war davon überzeugt —, daß die Würfel unwiderruflich gefallen seien. Ich mußte jetzt längstens Ende September mit meinem Entwurf fertig sein, und dieser Zwang gab mir eine Energie wie ich sie vorher nicht in mir gekannt hatte. Ich arbeitete mit einer fabelhaften Leichtigkeit. Oft war es mir, als schriebe ich nur mechanisch nach, was mir ein fremder mächtigerer Geist als der meinige diktiere: so konzentriert und wunderbar gesammelt war mein Wesen. Die Lust des Schaffens, die ich damals empfand, wie kann ich sie schildern? Es ist unmöglich.

Aber — es kam ganz anders!

Anfangs Mai 1873 entlud sich das furchtbare Ungewitter über dem deutschen Kapital, das der Wiener Krach genannt wird. Ich gehörte zu denjenigen, welche es total finanziell ruinierte. Die Hoffnung verhüllte mir monatelang die wahre Sachlage. Es mußte so sein, sonst hätte ich nicht meinen Entwurf zu Ende bringen können. Als jedoch der September gekommen und immer noch nicht die gehoffte Besserung der Lage eingetreten war, zog sich der Schleier vollständig vom Schreckbilde ab. Ich machte eine Aufstellung, und sie rief mir vernichtend zu: Nicht nur bist du ein Bettler, sondern du hast auch deinen Vater um 2000 fl. gebracht, und außerdem — es stand in entsetzlicher Deutlichkeit schwarz auf weiß vor mir — bist du dem Hause J. Mart. Magnus eine beträchtliche Summe s c h u l d i g. Woher die Deckung dafür nehmen?

Ich hatte gerade noch so viel Geisteskraft, um meinem Werk einen flüchtigen Abschluß zu geben. Ich fühlte, daß ihm gerade in diesen wichtigsten letzten Kapiteln (Schluß der Politik und Metaphysik) etwas fehle, wußte aber nicht was. Ich legte es entsagend auf die Seite, rief meinen Dämon und meine Vernunft herbei und bat sie um einen gewissenhaften Rat. Der Dämon sprach zuerst:

„Du wirst kein Soldat!"

Ich sah ihn verwundert an. Seine Brauen waren fest zusammengezogen, so daß eine düstere Falte die Stirne von oben bis unten durchfurchte. Aus seinen Augen zuckten wilde Blitze und die Lippen waren fest aufeinandergepreßt. Er rang mit Tränen, aber vergoß keine einzige. Er sprach kein Wort weiter und ich drückte ihm bewegt die Hand. Dann sagte die Vernunft:

„Du wirst wieder Kaufmann; es gibt für dich keinen anderen Weg."

„Keinen anderen?" fragte ich leise.

„Keinen anderen", war ihre Antwort.

Es ist mir sehr lieb, daß ich nur meine Soldatengeschichte schreibe; denn dadurch bin ich der Notwendigkeit überhoben, den auf diese Unterredung folgenden Lebensabschnitt bis zu meinem Eintritt als Korrespondent einer großen Bank Berlins genau zu schildern. Die Temperatur meines Gemüts war immer unter Null, und auf dem nackten Herzen lag die schwärzeste Melancholie. Ich erwachte regelmäßig in der Nacht, und dann hämmerte es in allen Pulsen. Am Tage aber wurde ich die qualvollste Unruhe, die schwerste Beklemmung nicht mehr los. Alles war mir vom Schicksal zerbrochen vor die Füße geworfen worden, und der Boden, auf dem ich stand, schwankte unaufhörlich. Nur ein Ziel hatte ich: eine Stelle, nur einen Wunsch: sie bald zu finden; nur einen Gedanken:

Du, danke Gott, wenn er dich preßt.

Ich suchte während dreier Monate vergeblich eine Stelle. Alle Bemühungen meiner Freunde, alle Annoncen waren vergeblich. Meiner Familie wegen wollte ich in Deutschland bleiben. Als sich jedoch im Lande nichts fand, entschloß ich mich, übers Meer zu gehen. Ich schrieb an meinen verehrten, treuen, väter-

lichen Freund Schüler (Chef des Hauses J. M. Magnus) und bat ihn, mit einem der Direktoren der Deutschen Bank wegen einer Stelle in New York, Shanghai oder Yokohama zu sprechen. Zugleich bat ich ihn um ein Zeugnis. Seine Antwort, welche am Weihnachtstage eintraf, bereitete mir eine große Freude und einen gewaltigen Schmerz. Er schrieb mir nämlich, daß in den Filialen der Deutschen Bank ein Posten nicht offen, dagegen im Mutterinstitut in Berlin die Stelle eines Korrespondenten in fremden Sprachen zu besetzen sei. In Berlin! In jener traurigen Zeit hatte ich immer im tiefsten Herzen gefleht: Überall hin, nur nicht nach Berlin zurück. Nur dieser Kelch gehe an mir vorüber. Und nun sollte ich gerade nach Berlin, in ein anderes Geschäft als J. Mart. Magnus, sollte den Chef des Hauses, dem ich das viele Geld schuldete, gegenübertreten, sollte mit den Freunden verkehren als ein gebrochener Mensch. Mit einem Worte: ich sollte gerade da wieder auf einem vollständigen Wrack einfahren, von wo ich auf schmucker Galiote mit geblähten, schneeweißen Segeln und mit dem Schmuck von tausend bunter flatternder Wimpel fortgefahren war.

O wie ich stöhnte und das Herz krampfhaft zuckte! Das war der Schmerz.

Die Freude aber war Schülers Brief und das Zeugnis. Im Briefe stand der Satz:

> Ich hoffe, es wird ein gutes Resultat herauskommen und ich sage Ihnen dann mündlich, wie sehr ich Sie noch in gutem Andenken habe.

Und das Zeugnis lautete:

> Herr Philipp B. aus Offenbach a. M. hat in meinem Comptoir vom 1. März 1869 bis 1. Oktober 1872 die deutsche, französische und englische Correspondenz geführt, und sich hierbei als ein äußerst gewandter, fleißiger und zuverlässiger Arbeiter bewährt.
>
> Zu meinem großen Bedauern hat er mein Geschäft verlassen, um einem anderen Lebensberufe zu folgen. Ich kann nur Denjenigen Glück wünschen, die Gelegenheit haben, von der Umsicht, Treue, Fleiß und den liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften des Herrn B. Gebrauch zu machen.
>
> Auf den Wunsch des Herrn B., dem ich stets ein warmes Interesse bewahren werde, habe ich dies Zeugniß ausgestellt.
>
> Berlin, 22. December 1873.
>
> J. Mart. Magnus.

Dieses Zeugnis hatte nicht der Verstand, sondern das Herz Schülers geschrieben; aber eben darin lag die Freude für mich. O wie die Lichter des Weihnachtsbaums von 1873 für mich hell brannten! Ich saß wie ein großes Kind vor ihnen und hörte und sah nichts von dem, was um mich herum vorging.

Ich sandte mein Offertschreiben an die Deutsche Bank und wurde sofort engagiert. Mir war zu Mute als hätte ich mein Todesurteil erhalten. Aber ich schwankte keinen Augenblick.

> Nach diesen Geschichten versuchte Gott Abraham und sprach zu ihm: Abraham! Und er antwortete: Hier bin ich.
>
> Und er sprach: Nimm Isaac, deinen einigen Sohn, den du lieb hast, und gehe hin in das Land Morija, und opfere ihn daselbst zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir sagen werde.
>
> Da stand Abraham des Morgens früh auf, und gürtete seinen Esel, und nahm mit sich zween Knaben, und seinen Sohn Isaac usw.
>
> 1. Mos. Cap. 22, 1—3.

So nahm ich meinen Stolz, lenkte mit ihm in die mir im Innersten der Seele verhaßte kaufmännische Laufbahn wieder ein und ging nach Berlin, um ihn dort zu opfern. Alles war dunkel um mich her, aber ich hatte ja das Wesen des Schicksals so klar erkannt, daß ich gehorchen mußte. Nicht das Wesen des Schicksals hatte ich noch zu ergründen — ich hatte es ergründet. Was mir fehlte, das war der zündende Blitz aus dem Kopf in das Herz. Wohl hatte die Erkenntnis alles versucht, um das Herz zu erwärmen, aber die tausend Blitze, die sie auf dasselbe schleuderte, waren alle, alle sogenannte kalte Schläge gewesen. Ich gehorchte wie der widerstrebende Bauer seiner Militärpflicht genügt. Er handelt legal, aber nicht moralisch; er fühlt sich nicht glücklich.

Indessen vollzog sich in mir schon auf dem Wege nach Berlin der Anfang des Endes. Meine Aufmerksamkeit war auf das, was kommen sollte, mit außerordentlicher Schärfe gerichtet. Ich wurde — von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet — unnatürlich objektiv. Milde ausgedrückt, saß ein Teil meines Ichs im Parterre erwartungsvoll, doch uninteressiert, um den anderen Teil sich auf der Bühne krümmen und sich winden zu sehen wie einen Wurm. Kräftiger ausgedrückt, war mein Geist fest entschlossen,

ohne zu zucken, an mir eine Vivisektion vorzunehmen. Es war ein merkwürdiger Zustand!

Und nun begannen die Qualen. Ich will sie nicht im einzelnen schildern. Ich mußte eine Höllenfahrt machen und war zwei Monate in der Hölle. Wenn ich abends nach Hause kam, gebrochen an Leib und Seele, dachte ich bis zum Augenblick, wo sich die müden Lider schlossen, nur immer: Dein Wille geschehe! Oft sprachen es auch die Lippen laut mit dämonischer Wildheit aus, während mir der Zorn die Glieder des Leibes schüttelte. Und so kam es, daß in einer wunderbaren Nacht ein Blitz in das Herz einschlug und es entzündete. Das Feuer verlosch zwar, aber das Herz hatte gebrannt. Es war eine für mich unaussprechlich wichtige Tatsache. Und wieder lächelte mein Geist ganz eigentümlich. Was hatte denn der kalte, aber treue Kerl eigentlich gesehen?

Zwei Monate, wie gesagt, war ich in der Hölle. Am 5. März 1874 hatte ich an meinen Vater geschrieben, daß der Zündstoff zu Konflikten zwischen mir und der Direktion der Bank in jeder Ecke vorhanden sei, da der Übermut und die zynische Rohheit der Direktion gegen ihre Kommis seit dem Wiener Krache jeder Beschreibung spotte. Noch sei ich verschont geblieben; ich würde es jedoch als einen Ruf des Schicksals auffassen, wenn ich mißhandelt würde und gehen. Ich hatte am 6. auf dem Wege zur Bank diesen Brief in der Tasche, und an seinen Inhalt denkend, sagte ich mir: Wenn ich bleiben soll, so wird das Schicksal die Dekoration schon so schieben, daß ich nicht anstoße. (Ich liebe nämlich die große metaphysische Wahrheit des von Hintengestoßenwerdens in das Bild der Leitung zu hüllen, so wie ich das Schicksal mir mit Vorliebe unter dem Bilde des weisen, liebenden Christen-Gotts, Gott-Vaters, vorstelle. Mein Geist lächelt über diesen Anthropomorphismus des leidenschaftlich wogenden Herzens, denn er weiß ja, daß seinen Erkenntnissen kein Abbruch dadurch geschieht.)

Und an demselben Tage, am 6. März, winkte mir das Schicksal.

Es war zu merkwürdig. Ich werde den Vorfall nur allgemein skizzieren. Gereizt durch einen meiner Kollegen wegen eines nichtigen Gegenstands beleidigte mich der Direktor Wallich, ein Jude, wegen einer von der seinigen abweichenden Ansicht über einen Brief in einer geradezu entwürdigenden Weise. Ich sagte

kein Wort. Ich fühlte, wie noch nie in meinem Leben, ja es war das erstemal, wie alles Blut blitzschnell aus der ganzen Peripherie des Körpers nach dem Zentrum floß, und ich erstarrte zwei Sekunden lang. Mein Geist als Zuschauer war sehr aufmerksam und gab mir später genaue Rechenschaft. Dann rief eine Stimme in mir: Das Schicksal hat gesprochen. Folg' ihm.

> Da rief ihn der Engel des Herrn vom Himmel, und sprach: Abraham! Abraham! Er antwortete: Hier bin ich.
>
> Er sprach: Lege deine Hand nicht an den Knaben, und tue ihm nichts. Denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest, und hast deines eigenen Sohnes nicht verschonet um meinetwillen.
>
> 1. Mos. Cap. 22, 11. 12.

Und wie Abraham tötete ich nicht meinen Stolz, den ich durch zwei Monate gebunden auf das Holz gelegt hatte. Noch in derselben Nacht, ohne zu wissen, was es nun geben solle, nur stark im felsenfesten Glauben, kündigte ich schriftlich der Bank.

Ich verblieb nun einige Tage in einer wahrhaft traumartigen Stimmung. Mein Wesen war wie konzentriert und im innersten Kerne wie bewegungslos. Da schlug plötzlich wieder ein zündender Geistesblitz in mein Herz, und es erfüllte mich eine unüberwindliche Todessehnsucht. Und mit ihr begann ein neues Leben für mich. Lebte ich bis dahin im unbedingten Gehorsam gegen das Schicksal in der Weise, daß ich den schauerlichsten Befehl wohl ausgeführt hätte, aber ohne Versöhnung mit dem Schicksal geblieben wäre, vielmehr offen mit ihm gehadert hätte, geradeso wie der erwähnte Bauer, der sich zwar der Fahne nicht durch die Flucht entzieht, aber mit blutendem Herzen dient, so begann jetzt eine Periode, in der ich aus Überzeugung und mit Liebe dem Schicksal opfere. Es hatte sich dasselbe begeben, was die Christen Gnadenwirkung nennen.

> Das Gesetz richtet nur Zorn an; denn wo das Gesetz nicht ist, da ist auch keine Uebertretung.

Wie das Herz des von der Gnade Gottes berührten Christen im Glauben aufglüht, der es befähigt alles, was Gott schickt, Gutes und Böses mit gleichem Danke anzunehmen, so hatte sich in jenen schwülen Tagen meine Seele an der vom Geiste schon längst er-

worbenen Erkenntnis des Schicksals entzündet. Die Wirkung war dieselbe wie beim vergotteten Christen: Ich sorge nicht mehr um den nächsten Tag, sondern wandle in einem ruhigen, sich stets gleichbleibenden Vertrauen. Und was mir das Schicksal auch schicken mag, und sei es die schmerzvollste Krankheit oder ein jäher Tod: Ich weiß, daß ich mir selbst vor der Welt alles, was mich trifft, zu meinem Besten gewählt habe.

Und so habe ich in Berlin, wohin ich so widerstrebend gegangen bin, mit zerrissenem, blutendem Herzen einen unermeßlichen Gewinn gemacht, den mir niemand rauben kann.

2.
Wie ich endlich doch noch mein Ziel erreicht habe.

Jetzt ist es aber hohe Zeit, daß ich wieder an meine Soldatengeschichte denke.

Ich überlegte mit meinem Geiste, was zu tun sei, und der redliche Freund riet mir, in Frankfurt a. M. eine Stelle anzunehmen. Ich könnte dort arbeiten und in Offenbach wohnen und so täglich eine Stütze meiner Familie sein, die so sehr des Zusammenhalts, der Gruppierung um einen festen Mittelpunkt bedürfe. Das scheine ihm das Beste. Vater sei alt und sehne sich nach mir. Warum in der Ferne schweifen, wo ja doch das Gehalt beinahe aufgezehrt und sonst nichts verdient werde. (Ich muß hier einschalten, daß ich seit dem Verlust meines Geldes nur noch hie und da einen Besitzwechsel eintreten ließ, um meine Schulden abzutragen; aber geschworen habe ich, nach Erlangung dieses Zieles nicht mehr zu spekulieren. Und ich werde meinen Schwur halten!) Übrigens, fuhr er fort, sollte das Schicksal im Interesse deiner Angehörigen etwas anderes mit dir im Sinne haben, so wird es von außen oder in dir ein Zeichen geben.

Gut! So schrieb ich denn an Vater, sich in Frankfurt bei Freunden für mich zu verwenden.

Aber es kam ganz anders!

Mit meinem Briefe kreuzte sich einer meines Vaters, der mir die Todesanzeige einer teuren Tante, der ältesten Schwester meiner

Mutter, machte. Sie hatte noch den lebhaftesten Geist, den man sich denken kann, und erfreute sich dabei vollkommener Gesundheit. Inmitten ihrer gewohnten Beschäftigungen traf sie im Alter von 71 Jahren ein Herzschlag, der sie sofort tötete.

Der Todesfall regte meine Denkkraft außerordentlich an, und es entstand wieder in mir eine sonderbare Stimmung.

Man vergesse nicht, daß die Sorge um den nächsten Tag mich nicht mehr wie früher belästigte. Früher ließ ich durch die Lage meiner Geschwister meine Handlungen wesentlich beeinflussen. Ich glaubte nicht eher etwas für mich tun zu dürfen, als bis sie versorgt seien. Nun aber stand ich in der wahren und echten Verneinung des Willens zum Leben, die das Leben außerordentlich leicht oder besser den Tod, nicht mit den Lippen allein, sondern auch mit dem Herzen, wahrhaftig nicht fürchtet; und außerdem sagte mir meine Vernunft unaufhörlich, daß ich durchgreifend für meine Familie nicht mehr sorgen könne. Ich hatte nie Talent zum Gelderwerb, jetzt aber war es ganz tot in mir, und das früher erworbene Vermögen, in das ich dafür mit weitgeöffneten Händen gegriffen hätte, um hier zu ordnen, dort zu schlichten, war ja total verloren gegangen.

Die früher so mächtigen Motive für mich, welche aus der Lage meiner Angehörigen erwuchsen, waren also machtlos geworden. Die vom Herzen erfaßte Erkenntnis, daß meinen Geschwistern ja auch nur begegnen könne, was sie vor der Welt zu ihrem Besten gewählt hatten, machte mich wesentlich gleichgültiger gegen sie.

Auf der anderen Seite mahnte mich der plötzliche Tod meiner Tante erstens an mein philosophisches Werk. Ich hatte in Berlin das System beständig in mir herumgetragen, tausend neue Aperçus gemacht, und wie konnte ich jetzt über das Schicksal schreiben! Das hatte mir gefehlt! Nun sah ich auch deutlich, daß ich nicht nur meines inneren Friedens wegen, sondern auch um der ganzen Menschheit willen nach Berlin mußte.

Sodann mahnte mich der Todesfall mächtig an die praktische Wirksamkeit, an die praktische Hingabe, an das Allgemeine.

Hierzu trat die schwüle politische Atmosphäre, welche in Berlin das Militärgesetz vor seiner Beratung hervorrief, und die mich außerordentlich anregte. Ich stand natürlich auf Seiten der Regierung.

Und so kam es, daß ich am Ostersonntag einsam im Charlottenburger Park spazieren gehend, plötzlich den Dämon in meiner Seele wieder in den Vordergrund treten sah. Er war anscheinend sehr feierlich gestimmt und stolzes Selbstgefühl gab ihm eine fürstliche Haltung. Er grüßte mich auf militärische Art und wartete auf meine Anrede. Er kam mir in etwas fremd vor, und ich forschte lange in seinen Zügen nach der Ursache. Endlich fand ich sie am Mund und in den Augen: ein außerordentlich gewinnender, wohlwollender Zug hatte sich am Mund eingegraben und in den Augen wohnte eine große Milde. Ich ward dadurch seltsam berührt, und ihn freundlich in die Arme nehmend, fragte ich ihn nach seinem Befinden.

„Ich danke dir“, antwortete er, „ich befinde mich wohl. Ich habe seit unserer letzten Unterredung bis heute morgen in einem fort geschlafen. Als ich erwachte, bemerkte ich, daß eine Veränderung mit mir vorgegangen sein müsse: ich beurteilte nämlich verschiedene Vorfälle, deren ich mich erinnerte, ganz anders als früher. Gewiß hast du dich auch geändert?“

Ich bestätigte seine Vermutung.

„Sehr sonderbar“, sagte er nach einigem Nachdenken. „Ich glaube nicht, daß ich an Kraft verloren habe; im Gegenteil, ich glaube, daß mein Wille noch stählerner geworden ist; aber ich habe mehr Ernst, mehr Besonnenheit als früher. Und dann — es ist ganz eigentümlich: Ich bin so ruhig geworden. Die Erfüllung meiner Sehnsucht scheint mir gesichert zu sein. Auch glaube ich, daß ich bald sterben werde.“

Er sah mich dabei unsagbar traurig an.

Ich drückte meine Lippen fest auf die seinigen, und wir hielten uns lange umarmt. Endlich ließ ich ihn los und sagte:

„Wir sterben zusammen! Sei ganz ruhig. Der Schmerz einer Trennung bleibt uns erspart. Ich weiß es. Wann? Das kannst du gar nicht ahnen. Aber deine andere Ahnung hat dich nicht getäuscht. Morgen schreibe ich an den Kaiser.“

Er antwortete mir nichts. Aber ich sah deutlich wie er in sich erbebte; Und dann rannen ihm große, dicke Tränen lange an den Wangen herab. Wir drückten uns die Hände und gingen stumm auseinander.

Am zweiten Ostertage aber schrieb ich, wie folgt, an den Kaiser:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König
Allergnädigster Kaiser und Herr!

Eure Kaiserliche Majestät
wollen allergnädigst verzeihen, wenn der allergehorsamst Unterzeichnete es wagt, Allerhöchstdenselben folgendes Gesuch ehrfurchtsvoll vorzutragen.

Ich wurde im Jahre 1841 zu Offenbach im Großherzogthum Hessen geboren und befreite mich 1861, weil damals die allgemeine Wehrpflicht noch nicht in diesem Lande eingeführt war, durch Loskauf vom Militärdienst. Obgleich ich gerne gedient hätte, um das Vaterland in Stunden der Gefahr verteidigen helfen zu können, so durfte ich doch den Loskauf nicht unterlassen, da zu jener Zeit das größte Vorurteil in den bemittelten Bürgerfamilien dem Soldatenstand gegenüber herrschte.

Demungeachtet hielt ich mich nicht von der ersten Pflicht eines Staatsbürgers befreit, und der feste Vorsatz lebte in mir, niemals zurückzubleiben, wenn entweder Deutschland von außen angegriffen würde oder es im Innern darnach ränge, die nationale Einheit zu gestalten.

Es ist mir sehr frühe klar geworden, daß nur von Preußen aus in letzterer Hinsicht der heiße Wunsch der Patrioten erfüllt werden könne. Als deshalb 1866 der Krieg mit Oesterreich ausbrach, war ich auch ohne Zögern bereit, trotz der mich umfluthenden antipreußischen Gesinnungen mich Ew. kaiserlichen Majestät zur Verfügung zu stellen. Ich schrieb an das Kriegs-Ministerium und erhielt die beigefügte Antwort, welche mich belehrte, daß nur die Regiments-Commandeure das Recht haben, Freiwilligen den Eintritt in das Heer zu gestatten.

Ich begann sofort die nothwendigsten Privat-Angelegenheiten zu ordnen, verlor aber damit einige Zeit, so daß, als ich mich endlich an einen Regiments-Commandeur hätte wenden können, die Schlacht von Königgrätz bereits geschlagen und der Krieg dadurch beendet war.

Indessen konnte ich mir nicht verhehlen, daß die neuen Zustände in Deutschland über kurz oder lang zu einem neuen Kriege mit Frankreich führen müßten. Hiervon überzeugt und wohl wissend, daß ich in diesem Kriege nicht in den ersten Reihen stehen könnte, wenn ich bei seinem Anfange nicht schon militärisch ausgebildet wäre, beschloß ich in die preußische Armee vorher einzutreten und bat Herrn Oberst von Ziemietzky meine Aufnahme zu vermitteln. Leider ersah ich aus seiner Antwort, welche ich gleichfalls beilege, daß ich nach den Gesetzen der preußischen Wehrverfassung zu alt war, um eintreten zu können.

Es schien demnach, als ob ich verurtheilt sei, nie meinem Vaterlande als Soldat dienen zu dürfen. Da kam das Jahr 1870, und es brachte die

Bekanntmachung des Herrn Kriegsministers vom 17. Juli, nach welcher ohne Rücksicht auf das Alter Jeder eingestellt werden konnte, der kriegstüchtig war.

Ich befand mich damals in Berlin in den Bureaus des Herrn Baron Victor von Magnus und drückte sofort, als über die Affaire von Saarbrücken beunruhigende Gerüchte die Stadt durcheilten, dem Herrn Rittmeister Grafen Lüttichau vom Garde-Cürassier-Regiment die Bitte aus, mich in das Regiment eintreten zu lassen. Die Antwort des Herrn Grafen lege ich gleichfalls bei. Ich stellte mich der Anordnung gemäß am 8. August in der Kaserne; die Einkleidung unterblieb jedoch, da Herr Graf Lüttichau wegen der inzwischen gewonnenen Schlacht bei Wörth der Ansicht war, der Krieg könne nicht mehr lange dauern und mir auf die wohlwollendste Weise zu bedenken gab, ob es sich verlohne, einem Rekrutendienst von höchstens vier Wochen meine gute Stellung zu opfern. Ich fügte mich seinen Vorstellungen, aber erst dann, als er mir versprochen hatte, mich zu jeder späteren Zeit noch anzunehmen.

In der hierauf folgenden Woche wurden die blutigen Schlachten bei Metz geschlagen, und es stellte sich heraus, daß Frankreich nicht an Frieden dachte. Der Verlust der Deutschen war sehr groß gewesen und massenhafter Nachschub war erforderlich, um die entstandenen Lücken auszufüllen. Ich hielt es deshalb für meine Pflicht, nicht länger zu zaudern und schrieb wieder an den Herrn Grafen, daß ich nunmehr bestimmt eintreten wolle. Schon war ich auf dem Wege zur Caserne, als die Nachricht vom Sieg bei Sedan eintraf, der, nach der Meinung Aller, den Krieg definitiv beendigte. Jetzt noch in die Armee einzutreten, wäre Thorheit gewesen. Ich benachrichtigte den Herrn Grafen hiervon mit dem Bemerken, daß ich es trotzdem tun würde, wenn er die Lage anders beurteilen sollte. Auch die Antwort auf diesen Brief lege ich bei.

Auf diese Weise war auch das Jahr 1870 durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen vorbeigegangen, ohne daß ich helfen konnte.

Kaiserliche Majestät!

Es ist ein verzehrender Gedanke für mich, die Wiederkehr eines solchen Spiels des Zufalls für sehr wahrscheinlich zu halten. Die Vaterlandsliebe, welche nicht hoffen darf, in den kritischen Momenten der nationalen Entwickelung sich frisch zu betätigen und kräftig zu wirken, läßt das stärkste Herz verglühen und macht es welk. Ich muß mir täglich sagen, daß Deutschland nur kämpfend sich in seiner Stellung erhalten kann, da an seinen Grenzen und in ihm mächtige Feinde an seiner Vernichtung arbeiten, und daß ich in jeder kommenden Stunde wieder überrascht werden kann.

Verfolgt von dieser Befürchtung, fasse ich den Mut, Ew. kaiserlichen Majestät ehrfurchtsvoll die Bitte vorzutragen:

Allergnädigst mir gestatten zu wollen, trotz meines Alters nächsten Herbst in das Magdeburgische Küraſſier-Regiment einzutreten, damit ich mich endlich als ein Glied der Armee Ew. kaiserlichen Majestät fühlen kann, als ein Glied, das neben der Pflicht auch das schöne Recht hat, die heilige heimatliche Erde zu verteidigen.

In tiefster Ehrfurcht verharrt eines allergnädigsten günstigen Bescheids Ew. kaiserlichen Majestät gewärtig

Ew. kaiserlichen Majestät
alleruntertänigster treugehorsamer
Philipp B.

Berlin, 6. April 1874.

Um zu zeigen, daß mein Fatalismus alle Abarten oder auch niedere Arten in sich vereinigt, will ich erwähnen, wie ich dazu kam, das Magdeburgische Küraſſier-Regiment zu nennen. Daß ich Kavallerist werden wollte, hatte seinen Grund in meiner großen Freude am Reiten, der Grund, weshalb ich verlangte, Küraſſier zu werden, lag in der asketischen Richtung, die mein Geist schon seit Jahren eingeschlagen hatte: das Schwerste sollte es sein, das, was mir die größte Mühe und Last, die größte Arbeit machte. Nun handelte es sich aber darum, in welches Küraſſierregiment ich treten sollte. Nach West- und Ostpreußen wollte ich der polnischen Elemente wegen nicht gehen; dasselbe sprach gegen das schlesische Regiment und ferner der Umstand, daß ich verschiedene Bekannte in Breslau hatte; die Garderegimenter, Garde-Küraſſiere und Gardes du Corps kamen natürlich gar nicht in Betracht, da ich doch in Berlin oder Potsdam nicht dienen konnte; Kölner Verwandten wegen kam auch das rheinische Regiment in Wegfall; das westfälische war mir zu katholisch. Es verblieben also: das Magdeburgische, das Pommersche und das Brandenburgische. Ich konnte keinem von diesen weder mit der Vernunft, noch mit dem Herzen den Vorzug geben, und so machte ich denn drei Zettelchen, beschrieb sie und warf sie mit der Bestimmung in die Luft, daß dasjenige gelten sollte, welches der Stubentür am nächsten läge. Das Magdeburgische hatte gewonnen.

Es vergingen jetzt genau drei Wochen, ehe ich eine Antwort erhielt. Am 27. April übergab mir meine Hauswirtin ein Schreiben aus Halberstadt. Es lautete:

Magdeburgisches Cürassier-Regiment Nr. 7
L. I J. Nr. 751.

Halberstadt, den 25. April 1874.

An

Herrn Philipp Batz

in Berlin.

Auf Ihr an S. Majestät den Kaiser und König gerichtetes Immediat-Gesuch, welches dem Regiment zu Ihrer Bescheidung übersandt ist, theilt Ihnen dasselbe mit, daß es, ehe es weitere Entscheidung treffen kann, über Ihre persönlichen Verhältnisse orientirt sein muß. Sie wollen deshalb dem Regiment zunächst mitteilen, wie alt Sie sind, in welchem Civilverhältnisse Sie bis jetzt gestanden haben und noch stehen, wo Sie, ehe Sie Ihren Wohnsitz in Berlin genommen, Sich aufgehalten haben.

Außerdem bedarf es Seitens des Civilvorsitzenden der Kreis-Ersatz-Commission zu Berlin eines Attestes, daß Ihrem Eintritt als Freiwilliger nichts entgegensteht.

Das Regiment macht Sie endlich noch darauf aufmerksam, daß, wenn Sie freiwillig nachträglich beim Regiment dienen wollen, Sie drei Jahre als Cürassier dienen müßten, da Ihnen nach den bestehenden Bestimmungen die Berechtigung zum einjährigen freiwilligen Dienst nicht beizulegen sein dürfte.

Der Oberst und Regiments-Commandeur
von Larisch.

Und nun begaben sich wieder merkwürdige Dinge. Ich hatte in Übereinstimmung mit der Direktion der Deutschen Bank den 30. April als Tag meines Austritts festgestellt. Ich hatte auch bereits nach Leipzig an meinen Onkel geschrieben, daß ich am 1. Mai bei ihm eintreffen würde. Meine Wohnung hatte ich gekündigt, bleiben konnte ich in Berlin unter keinen Umständen, wie sollte ich nun in der kurzen Zeit von drei Tagen, inmitten des Chaos eines Aufbruchs von Berlin, das gewünschte Attest herbeischaffen? Mußte ich doch zunächst ein Attest der Polizeibehörde provozieren! und konnte man möglicherweise nicht noch andere Papiere verlangen, deren Besorgung Wochen in Anspruch nehmen würde? Und ich hätte doch so gerne die Sache in Berlin zum Austrag gebracht. In Darmstadt hätte man sie an die große Glocke gehängt, meine Familie würde sie erfahren haben, und mein Aufenthalt in Offenbach bis zum Eintritt in die Armee wäre mir verbittert und verleidet worden. Wie konnte da auf eine ersprießliche Arbeit an meinem philosophischen Werk auch nur gehofft werden?

Aber was war zu machen? Ich fügte mich in das Unabänderliche und beschloß nach Halberstadt die Sachlage zu berichten, mit der Bitte, mir diejenige Behörde anzugeben, welche mir das verlangte Attest ausstellen müsse, wenn ich in Offenbach wohnen würde.

Doch bereits hatte das Schicksal beschlossen, die Szenerie zu meinen Gunsten zu verändern. Als ich am 28. April auf das Kontor kam, redete mich mein lieber Kollege Bock mit den Worten an: ob ich nicht noch einige Zeit in der Bank bleiben wolle? Mein Nachfolger sei noch nicht eingearbeitet, Gaede, ein anderer Kollege, habe eine Einberufungsorder nach Frankfurt a. d. O. behufs Einübung auf das neue Gewehr plötzlich erhalten und müsse schon am 1. Mai eintreten. Er sähe einem namenlosen Wirrwar entgegen und müsse sich opfern — er mit seiner schwachen Gesundheit! Er sah mich dabei mit seinen dunklen Augen (er ist ein Jude) so schwermütig an, daß mir das Herz brechen wollte. Ich sagte sofort zu, daß ich so lange als Gaede exerzieren müsse, also etwa drei Wochen, noch bleiben wolle, jedoch unter zwei Bedingungen. Erstens müsse die Direktion ihre Zustimmung geben, nachdem ihr eröffnet worden, daß ich nur seinet- (Bocks) wegen da bliebe, zweitens müsse meine Hauswirtin mein Zimmer noch nicht vermietet haben, denn die Wohnung wegen dreier Wochen zu wechseln, ginge nicht an. Bock lief sofort zur Direktion, und eben jener Wallich, der mich so tief gekränkt hatte, ließ mir sagen, daß es ihm *sehr* angenehm sei, wenn ich bliebe. Aber leider! war meine Wohnung bereits vermietet. Ich teilte dies Bock am anderen Tag mit und drückte ihm mein aufrichtiges Bedauern darüber aus, nun doch nicht bleiben zu können. Er war sehr niedergeschlagen und sprach von einer Wohnung im Hotel, deren Kosten die Bank zahlen würde. Das Interesse des Geschäfts litte durch meinen Austritt und da werde der Kassierer schon das Nötige veranlassen. Jetzt erst — und ich lüge nicht — fiel mir wieder das Attest für Halberstadt ein, und ich bekannte mir, wie wünschenswert mir in dieser Hinsicht der Aufschub sein müsse. Indessen schwankte ich noch. Da trat Gaede zu uns, der vernommen hatte, daß ich der Wohnung wegen nun doch abreisen müsse und sagte: „Aber so nehmen Sie doch *meine* Wohnung.“ Nun war die Schwierigkeit auf einmal gelöst. Er

wohnte bei unserem liebenswürdigen Briefexpedienten Bach; ich ging also in eine mir bekannte Familie.

Am 2. Mai sprach ich bei der Kreis-Ersatz-Kommission vor: Großes Erstaunen!

„Sie wollen im 32. Jahre als dreijähriger Freiwilliger dienen?“ fragte ein höherer Beamter und forschte dabei in meinem Gesichte, als ob er Spuren geistiger Zerrüttung auffinden wolle. Ein anderer alter, freundlicher Herr legte die Feder hin und murmelte in einem Ton, den ich nicht begrifflich spiegeln kann:

„Sieh mal an! Sieh mal an!“

Oft mag diesen Herren allerdings, die den ganzen lieben langen Tag fast nur Bitten um Befreiung von der Last des Militärdienstes hören müssen, ein Fall wie der meinige nicht vorkommen.

„Bitte, welche Papiere muß ich Ihnen vorlegen?“

„Erstens einen Taufschein, zweitens ein Führungsattest und drittens eine Bescheinigung, daß Sie sich der Ableistung Ihrer Militärpflicht in Hessen nicht entzogen haben.“

Himmel und Erde! Ich erschrak.

„Kann mir“, fragte ich, „dieser Schein nicht erlassen werden?“

„Unter keiner Bedingung. Sehen Sie selbst.“
Und der Beamte schlug mir den Paragraph der Instruktion auf, der das Nötige vorschrieb.

Was machen? Not kennt kein Gebot. Der Arzt darf seine Kranken belügen; folglich darf auch ich meine kranken Angehörigen täuschen.

Ich schrieb an meinen Vater, daß ich einen Bekannten aus Rußland getroffen habe, der an mir arbeite, eine sehr vorteilhafte Stellung im Reich des Zaren anzunehmen. Ich wolle die Sache nicht kurz von der Hand weisen. Jedenfalls käme ich nach Offenbach, um den Sommer daselbst zu verbringen. Man könne indessen nicht wissen, wie sich die Dinge gestalteten, und so wolle ich mir den Weg nach Rußland offen erhalten. Zu diesem Zwecke aber sei mir der Schein der hessischen Militärbehörde unentbehrlich, da man in Rußland einen höheren Posten nur demjenigen verleihe, welcher in so kriegsschwangeren Zeiten wie die jetzigen keine Militärverpflichtungen habe.

Gleichzeitig schrieb ich an das Polizeipräsidium behufs Ausfertigung eines Führungsattestes.

Und wunderbar! Mit meinem Briefe traf ein anderer aus Rußland an mich nach Offenbach adressierter in Offenbach ein! Ich hatte mich im Herbst 1873 wegen einer Stelle an ein mir bekanntes Haus in Mohilew a. Dnieper gewandt. Damals war kein Posten frei gewesen; jetzt aber kam der Chef auf meinen Brief zurück und teilte mir mit, daß ich eintreten könne.

Man merke wohl. Zur selben Zeit mußte dieser Brief eintreffen, wo meine Familie, die wußte, daß ich schon einmal in die preußische Armee eintreten wollte, Lunte sehr wahrscheinlich riechen würde. Der Brief ließ aber nicht den geringsten Verdacht aufkommen, und ich war gerettet.

Inzwischen hatten sich in Berlin Schwierigkeiten aufgeworfen. Die Revierpolizei war ebenso erstaunt über mein Gesuch wie die Ersatz-Kommission. Sie sandte einen Schutzmann an meine frühere Hauswirtin, der mich fragen sollte, ob kein Irrtum vorläge, ob ich denn wirklich die Absicht habe, einzutreten? Ferner, ob ich, da ich nur als „Freiwilliger" geschrieben hatte, als einjährig oder dreijährig Freiwilliger dienen wolle. Meine Wirtin war in großer Verlegenheit, da ich ja nicht mehr bei ihr wohnte. Sie faßte sich aber und sagte, ich sei auf acht Tage verreist. „Übrigens," fuhr sie fort, wie sie mir später erzählte, „müsse in der Tat ein Irrtum vorliegen, da ich zweiunddreißig Jahre alt sei und gewiß nichts mehr mit Militärangelegenheiten zu tun habe". Die gute Frau!

Am 6. Mai, als ich abends in meine neue Wohnung wollte, fand ich die Vorsaaltüre verschlossen. Ich klopfte lange, aber niemand öffnete. Man glaubte nicht, daß ich so früh nach Hause käme und hatte aus Vorsicht abgeschlossen. Sollte ich auf der Straße warten? Da schoß es mir durch den Kopf: Frage doch einmal bei der früheren Wirtin an, ob das Attest inzwischen angekommen ist?

Gedacht, getan! Nun erzählte mir meine Wirtin den Vorfall. Fatal! Sie hatte gesagt, daß ich verreist sei, ich dürfte also die Sache nicht gleich in Ordnung bringen. Aber man bewundere das Schicksal. Die verschlossene Türe führte mich früher zu meiner Wirtin als ich sonst gegangen wäre, und dieser Zeitgewinn war, wie sich

aus dem folgenden ergeben wird, für die Geheimhaltung der Sache absolut notwendig.

Am 8. Mai ging ich auf das Polizeipräsidium und erkundigte mich nach dem Attest. Wieder wurde ich mit großen Augen betrachtet. Mein Gesuch war von der Revierpolizei meiner Abreise wegen zurückgesandt worden. Ich gab nun die Erklärung ab, daß es sich um einen dreijährig Freiwilligendienst handle und bat um möglichste Beschleunigung der Sache. Ich selbst wolle mir am nächsten Tage das Attest abholen.

Ich fand indessen am 9. mein Attest nicht vor. Es sei die Führungsauskunft noch nicht von der Revierpolizei zurück. Donner und Doria!

Ich weiß heute noch nicht, wie ich all diese Gänge von Pontius zu Pilatus bei meinen vielen Arbeiten leisten konnte. Ich ging also auf das Revierpolizeiamt, um nachzuforschen, was an der Verschleppung schuld sei. Nun ging der Tanz los. Sämtliche Beamte umstellten mich, drückten mir ihre kolossale Verwunderung über meinen Schritt aus und forschten nach meinem Motiv. Meine Situation war peinlich. Ich half mir mit der Ausrede, daß ganz besondere Gründe, die der Kaiser kenne und billige, die ich aber leider niemand sonst eröffnen dürfe, mich bestimmten. Man fügte sich und versprach Beschleunigung. Montag, den 11. Mai, könne ich das Attest bestimmt am Molkenmarkt abholen.

Eine neue Schwierigkeit. Am 9. abends war ich mit mehreren Freunden in einem Bierhause beisammen. Kurz vor 12 Uhr stellte sich heraus, daß Freund Weirauchs Geburtstag am 10. sei. Sofort kam man überein, den Tag, der nach Mitternacht doch schon begann, zu feiern. Wir gingen zu Wernich in der Rosenthaler Straße und kneipten Burgunder und Sekt. Mir gingen die Angelegenheiten meines Dämons im Kopfe herum und ich trank deshalb sehr wenig; die anderen dafür desto mehr. Als wir endlich aufbrachen, waren die meisten angesäuselt, einer total betrunken. Auf der Straße begegneten uns — es war halb vier morgens — zwei Damen, die ich sofort für ehrbare ansah; in einiger Entfernung folgten zwei Herren. Nun packte den Betrunkenen der Teufel. Er ging auf die Frauen zu und wollte sie umarmen. Sie schrien und sofort waren die beiden Herren, ihre Gatten, wie sich heraus-

stellte, bei uns. Das alles war das Werk zweier Sekunden. Nun begann ein fürchterlicher Skandal. Ich beschäftigte mich mit dem Betrunkenen und riß ihn fort, hoffend, daß, wenn er fehle, die anderen die Sache beilegen würden. Aber Weirauch ist ein kleiner Krakehler, und anstatt um Entschuldigung zu bitten, wollte er noch Recht haben. Inzwischen hatte mich der Betrunkene derartig mit Redensarten verletzt — ich hatte seine Bekanntschaft erst an diesem Abend gemacht —, daß ich, die Erfolglosigkeit meiner Bemühungen einsehend, ihn losließ. Ich ging zum Haufen zurück, um dort zu wirken; aber es war schon zu spät. Nachtwächter waren herbeigekommen, und es hieß: Fort zur Wache. Da am lächerlich philiströsen Ausgang der Sache nicht mehr zu zweifeln war — keiner meiner Freunde meiner Hilfe bedurfte —, dagegen für mich Gefahr vorhanden war, auf der Wache ein unbesonnenes Wort zu sprechen und dadurch mein Attest noch mehr in Frage zu stellen als es ohnehin bereits in Frage gestellt war — so löste ich mich ab und ging nach Hause. Ich war sehr bestürzt. Ich sah sofort alles schwarz und war überzeugt, daß an diesem kleinen Zwischenfall die Sache meines Dämons scheitern müsse. Ich selbst kam mir übrigens außerordentlich interessant vor. Ich prüfte mich genau in betreff des Schicksals und — ich bestand die Prüfung. Ja, es war in der Tat eine gewaltige Umwälzung mit mir vorgegangen. Die Sehnsucht nach dem niederen Dienst im Heer war immer noch dieselbe — aber es war nicht die Blüte einer schmerzvollen Resignation, sondern die Blüte eines vollen, ganzen, innigen Vertrauens als ich sagte: Wenn es nicht sein soll, so verzichte ich gerne darauf.

Und das Gewitter zog an mir vorüber. Freund Weirauch hatte natürlich auch meinen Namen angegeben, aber die Herren hatten erklärt, daß ich, so wenig wie die anderen Begleiter des Schuldigen und des Krakehlers Weirauch irgendwie sich vergessen hätten.

Als ich am 11. Mai auf das Polizeiamt kam, sah ich sofort, daß der Vorfall ohne nachteilige Folgen für mich gewesen war. Indessen war auch jetzt das Attest noch nicht ganz fertig: der Revier-Leutnant hatte vergessen, über die Führung das Wesentlichste zu berichten. Da wurde mir wieder bange, denn ich dachte: inzwischen wird auf dem Revieramt der Nachtskandal bekannt geworden sein und du mindestens Weiterungen haben.

Ich drückte indessen die Augen zu und ging gefaßt auf das Revieramt. Es war nur ein Subalternbeamter da, dem ich das Fehlende erklärte. Er bestellte mich auf den Abend wieder und — o Freude! am Abend war das Attest einer makellosen Führung in meinen Händen. Der Beamte, der es mir übergab, konnte nicht umhin, nochmals den Kopf zu schütteln und zu sagen:

„Wenn Sie es nur nicht — bereuen! Ja, wenn Sie zehn Jahre jünger wären! Es ist ein Packsch-Dienst. Das sonderbare Wort klingt mir jetzt noch in den Ohren. Es soll wohl „mühseliger, gemeiner Dienst" bedeuten.

Am 13. Mai reichte ich meine drei Dokumente bei der Ersatz-Kommission ein, und nachmittags holte ich mir mein Attest. Auch hier konnte sich der würdige Beamte nicht enthalten, mich zu fragen:

„Warum tun Sie diesen Schritt?"

Da antwortete ich ihm frei: „In Zeiten wie die jetzigen, wo das junge Deutsche Reich von innen und außen so schwer bedroht wird, während es doch eine so wichtige Kulturmission zu erfüllen hat, will ich allen meinen Pflichten gegen den Staat nachkommen, koste es mich auch mein Leben!"

Am 14. Mai — es war Himmelfahrtstag — schrieb ich wie folgt an das Regiment in Halberstadt:

An das hochlöbliche Magdeburgische Kürassier-Regiment Nr. 7

Halberstadt.

Auf das sehr geehrte Schreiben des hochlöblichen Regiments vom 25. April, F.-Nr. 751, erlaube ich mir ganz gehorsamst zu erwiedern:

Ich wurde am 5. Oktober 1841 geboren und bin sonach 32 Jahre alt. Ich besuchte von 1848—1856 die Realschule zu Offenbach und trat dann in die Handelsschule zu Dresden ein, wo ich bis zum Jahre 1858 verblieb. Ich folgte hierauf einem Rufe nach Neapel und arbeitete dort zunächst als Volontär; dann als Commis und zuletzt als Bevollmächtigter beinahe sechs Jahre im Großhandlungshaus der Herren Louis Mazel u. Co. Auf den dringenden Wunsch meiner Eltern kehrte ich 1863 in die Heimat zurück und leitete bis 1868 die Fabrik meines Vaters. Wie das hochlöbl. Regiment aus den Beilagen zu meinem Immediat-Gesuch an Se. Maj. den Kaiser und König ersehen hat, wollte ich schon damals in die preußische Armee eintreten und löste deshalb mein Civil-Verhältniß auf. Mein Vater zog sich gleichzeitig von den Geschäften zurück. Als sich herausgestellt hatte, daß ich in die Armee nicht eintreten könne, begab ich mich nach Berlin,

wo ich vier Jahre bis zum Herbste 1872 im Bankhause des Herrn Baron von Magnus als Correspondent thätig war. Ich verließ diese Stellung freiwillig, um eine wissenschaftliche Arbeit in der nöthigen Muße beendigen zu können. Im Januar d. J. ging ich wieder nach Berlin zurück und trat in die Deutsche Bank als Correspondent ein. In dieser Stellung befinde ich mich noch.

Ich erlaube mir dem hochlöbl. Regiment zur Begründung obiger Angaben folgende Papiere zu übersenden:

1. meinen Taufschein,
2. das Zeugniß der Offenbacher Realschule,
3. das Zeugniß der Dresdener Handelsschule,
4. das Circulär der Herren Louis Mazel u. Co.,
5. das Zeugniß des Herrn J. Mart. Magnus.

Ferner lege ich das verlangte Attest des Civil-Vorsitzenden der Kreis-Ersatz-Commission zu Berlin vor.

Schließlich erlaube ich mir die Erklärung abzugeben, daß ich bereit bin, drei Jahre als Freiwilliger dem Regimente und dadurch dem Kaiser und dem Lande in Treue zu dienen und die Hoffnung auszusprechen, daß das hochlöbl. Regiment mich der Ehre ihm anzugehören für würdig erachten w ird

Eines hochlöbl.

Magdeb. Kür.-Regiments Nr. 7
treu gehorsamster Ph. B.

Ferner schrieb ich an Herrn Oberst von Larisch:

Ew. Hochwohlgeboren

bitte ich ganz gehorsamst zu verzeihen, wenn ich mir erlaube, Ihnen im Nachfolgenden eine Ergänzung meines Schreibens an das Regiment zu geben; denn in diesem konnte ich nur meine äußeren Verhältnisse berühren: mein vergangenes Leben, meinen Stand und die auskömmliche Existenz, während es mir sehr daran gelegen sein muß, Ew. Hochwohlgeboren einen Schritt genügend zu motiviren, der Ihnen in Anbetracht meines Alters zunächst excentrisch erscheinen wird und ferner ein Bedenken zu entkräften, das Ew. Hochwohlgeboren bestimmen könnte, mir den Eintritt in das Regiment zu versagen.

Die Vaterlandsliebe ist die erste Triebfeder, die in mir wirkt. Daß sie ein tieferes Gefühl in mir ist, als der Rausch, der die Gemüther in aufgeregten Zeiten, wie der Sommer von 1870 war, gefangen nimmt, zeigen die Anlagen zu meinem Immediatgesuch an Se. Maj. den Kaiser. Die Erkenntniß, daß der Mensch sein Bestes dem Staate verdankt: seine Sicherheit, seine Erziehung, seine Bildung, kurz sämmtliche Grundlagen, auf denen er seine wahre Bestimmung erreichen kann, erweckte schon sehr früh in mir Dankbarkeit gegen den Staat und den Willen, die zu seiner Erhaltung

und Macht nötigen individuellen Opfer freudig zu bringen. Ich gehöre nicht zu den Schlauen, welche die Vorteile des Gemeinwesens wohl genießen wollen, aber seinen Lasten sich zu entziehen trachten. Und so hielt ich mich nie vom Militärdienst befreit, sondern nur durch eigentümliche Umstände zurückgestellt und melde mich jetzt, wo keine Zeit mehr zu verlieren ist.

Ich brauchte nun eigentlich nicht weiter zu motiviren; aber es wirkt noch ein zweiter Beweggrund in mir, den ich Ew. Hochwohlgeboren nicht verhehlen will. Ein klarer Blick in das Weltgetriebe und eine gründliche Vertiefung in die Geschichte lehren, daß auch das größte Volk trotz seiner Selbstständigkeit nur ein Glied der Menschheit ist, die einen zusammenhängenden einheitlichen Entwickelungsgang hat. Ferner ist es ein Gesetz der Geschichte, daß immer ein Staat die Führerrolle hat, und zwar so lange als er innerlich dazu berechtigt ist. Es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß auf das so glorreich entstandene Deutsche Reich die Führerrolle für die nächste Geschichtsperiode übergegangen ist, und daß unter dem Schutze seines Schwertes die allgemeine Cultur einen großen Fortschritt machen wird. Hieran muß sich ein kräftiges Herz, das nicht mehr ganz in den engen Kreis des Egoismus gebannt ist, entzünden, und es entsteht in ihm das heftige Verlangen mitzuthun, wenn es gilt, für hohe Ziele der Menschheit zu kämpfen. Diese beiden Triebe sind es, Herr Oberst, die mich erfüllen. Ich will meiner Pflicht gegen den Staat ohne Abbruch nachkommen und nach Kräften am Wohle der Menschheit mitwirken.

Ich suche nichts Anderes . . Ich will Nichts weiter sein als ein bescheidenes Glied des deutschen Heeres, ein Glied, das zurückgetreten in die bürgerliche Gesellschaft, weiß, daß es seine Einberufungsordre erhält, wenn Deutschland kämpfen muß für sich und zugleich alle Völker. —

Ich erlaube mir jetzt zu dem Bedenken überzugehen, das Ew. Hochwohlgeboren wahrscheinlich gegen meinen Eintritt haben werden: nämlich mein Alter. Das Alter an sich wird kein Hinderniß mehr sein, nachdem Se. Majestät durch Uebergabe meines Gesuchs an Ew. Hochwohlgeboren in Gnaden die gesetzliche Bestimmung für mich aufgehoben haben; auch gestatte ich mir auf das wahre Dichterwort hinzuweisen:

„Nur das Blut macht alt oder jung, denn nur in ihm ist das Leben.“ Ich habe lediglich im Auge, daß Ew. Hochwohlgeboren befürchten möchten, ein Element in das Regiment aufzunehmen, das nicht hineinpaßt. Ich glaube dies aber mit gutem Gewissen verneinen zu dürfen. Wie mein Patriotismus keine Illusionen hat, die die erste Berührung mit der rauhen Wirklichkeit zerstört, so bin ich mir vollkommen bewußt, daß ich eine große Last übernehme, die ich in alle ihre Theile zerlegt und richtig abgewogen habe. Aber ich habe auch die Kraft, sie zu tragen. Ich weiß, daß nur die strengste Disziplin und ein harter Ton die verschiedenartigen und meist widerstrebenden Bestandtheile des Heeres zusammenhalten können und daß ja nur eine vollkommene Bildung den Takt zu geben vermag, Jeden seiner

Individualität gemäß zu behandeln. Und so werde ich nicht suchen, was nicht gefunden werden kann und, immer das innere Auge auf das Ziel gerichtet, das ich verfolge, ohne Bitterkeit und ohne Klage ertragen, was sein muß. Noch weniger aber kann mich der Gedanke an die jahrelange enge Gemeinschaft mit Kameraden abschrecken, mit denen ich wahrscheinlich nur allgemein menschliche Berührungspunkte haben werde. Denn abgesehen davon, daß ich mich auf mich selbst zurückziehen kann und meine Umgebung mir dann gleichgültig ist, so ist es ja die schöne Aufgabe der geistig Freieren und Gebildeten, die Beschränkteren und Rohen zu sich heraufzuziehen und so die Kluft zu überbrücken. —

Ich glaube schließlich noch erwähnen zu sollen, daß ich kein schlechter Fechter und ein Dilettant im Reiten bin. In letzterer Hinsicht weiß ich, daß ich Manches zu verlernen und Vieles noch zu lernen haben werde, aber die Liebe zur Sache ist vorhanden und das ernste Streben ein tüchtiger Cavallerist zu werden und mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Ew. Hochwohlgeboren nach dieser Darstellung mir hochherzig gewähren werden, was ich so lebhaft wünsche, und bitte Sie, Herr Oberst, die Versicherung meiner aufrichtigen Verehrung zu genehmigen, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ew. Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster Ph. B.

Antwort.

Magdeburgisches Cürassier-Regiment Nr. 7.
J. Nr. 904.

Halberstadt, den 17. Mai 1874.

An
den Correspondenten der Deutschen Bank
Herrn Philipp B.
in Berlin.

Unter Bezugnahme auf Ihre beiden Schreiben vom 14. d. Mts., welchen sechs Beilagen beigefügt waren, eröffnet Ihnen das Regiment, daß dasselbe bereit ist, Sie als dreijährig Freiwilligen zum 1. Oktober cr. einzustellen, selbstredend unter der Voraussetzung, daß Sie durch ärztliche Untersuchung als tauglich zum Militärdienst bei der schweren Cavallerie befunden werden. Demgemäß haben Sie sich am 30. September cr. Vormittag 8 Uhr auf dem diesseitigen Regimentsbüreau, Voigtei Nr. 48 hierselbst, zu melden, worauf dann Ihre ärztliche Untersuchung veranlaßt werden wird.

Der Oberst und Regiments-Commandeur.
v. Larisch.

Diesem Schreiben lag das folgende des Herrn Premier-Leutnants von Hagen bei:

Euer Wohlgeboren erhalten in der Einlage die Zusicherung des diesseitigen Regiments, Sie zum 1. Oktober cr. als dreijährig Freiwilligen in Dienst zu stellen.

Daß Sie entschlossen sind, sich einer dreijährigen Militärdienstleistung zu unterziehen, nur um Ihrer Dienstpflicht dem Vaterlande gegenüber genügt und dadurch die Berechtigung sich erworben zu haben, bei einem nochmaligen Kriege gegen Frankreich mitzukämpfen, hat mich mit lebhafter Theilnahme für Ihre Bestrebungen erfüllt und veranlaßt mich, Sie in denselben nach Kräften zu unterstützen.

Nach meiner Ansicht ist es, wenn auch mit Schwierigkeiten, zu erreichen, das Sie noch jetzt den verloren gegangenen Anspruch auf die Berechtigung zum einjährig Freiwilligen-Dienst erlangen könnten, und zwar aus eigener Initiative, und ohne daß es dazu einer Verwendung des Regiments bedürfte.

Die zu einem solchen Vorgehen Sie berechtigende gesetzliche Bestimmung finden Sie in der Militär-Ersatz-Instruktion für den Norddeutschen Bund vom 26. März 1868, § 151 pass. 3.

Der einzuschlagende Weg ist folgender: Sie stellen den bezüglichen Antrag bei der Militär-Commission für Berlin, resp. an den Civilvorsitzenden derselben, von welchen Ihnen bereits der dem Regiment eingereichte Erlaubnisschein am 13. Mai 1874 ausgestellt worden ist. Sehr förderlich würde es für Sie sein, wenn Ihr früherer Principal Herr von Magnus oder irgend eine andere Ihnen nahestehende einflußreiche Persönlichkeit, Ihren Antrag durch persönliche oder schriftliche Empfehlung bei dem betreffenden Vorsitzenden der Militär-Commission unterstützen könnte, da von diesem sodann ein motivirter Antrag an die Ministerial-Instanz einzureichen sein wird.

Außer Ihren persönlichen Motiven haben Sie zu weiterer Begründung Ihres Antrags anzuführen:

1.) die beiliegende Annahme-Erklärung des Regiments, welche auf Einstellung als einjährig Freiwilligen auszudehnen, der Herr Oberst von Larisch sich wohl bereit finden lassen dürfte.

2.) Ihr in Händen des Regiments befindliches Abgangs-Zeugniß von der Handels-Lehranstalt zu Dresden vom 31. März 1858, da sich diese Anstalt in Gemäßheit einer Bekanntmachung des Reichskanzler-Amts vom 24. Jan. 1874 unter den sub J. des von demselben emanirten Verzeichnisses aufgeführten Lehranstalten befindet, welche zur Ausstellung von Zeugnissen über die wissenschaftliche Qualification für den einjährig Freiwilligen Militärdienst berechtigt sind: vide Armee-Verordnungsblatt pro 74 Nr. 32.

Sollte qu. Zeugniß nicht diese Wirkung haben, so würden Sie ja leicht nach kurzer Vorbereitung auf einer sogenannten Presse das Freiwilligen-Examen absolviren können.

Schließlich bemerke ich, daß dieses Schreiben Ihnen nur meine privaten Ratschläge mittheilen soll, daß demselben daher keinerlei dienstlicher Werth beizulegen ist.

Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß alle Ihre Schritte in dieser Angelegenheit vom besten Erfolge begleitet sein mögen, bin ich

Euer Wohlgeboren sehr ergebener

von Hagen

Premier-Lieutenant und Adjutant
des Magdeburgischen Cürassier-Regiments Nr. 7.

Ich muß hier bemerken, daß diese beiden Schreiben den Poststempel Halberstadt, 18. Mai, tragen. Sie kamen am 19. in Berlin an, am letzten Tage meines Aufenthalts. Ich konnte dies nicht voraussehen, sondern mußte vielmehr annehmen, daß die Antwort des Regiments nach meiner Abreise eintreffen würde. Ich mußte demgemäß irgendeinen Freund beauftragen, von Zeit zu Zeit bei der Witwe Jung, meiner Hauswirtin, nachzufragen, bis der Brief angekommen sei und mir denselben alsdann nachzuschicken. Da aber die Schreiben des Regiments seinen Stempel und die Bemerkung „Militaria" tragen, so mußte ich mich ferner entschließen, den betreffenden Freund, um einem Geschwätz vorzubeugen, teilweise mit meiner Militärgeschichte vertraut zu machen. Die Sache war mir unangenehm; doch konnte sie nicht umgangen werden. Meine Wahl fiel auf das „liebe Fingchen" (Gustav Fing aus Breslau). Ich sollte ihn am Abend bei einem kleinen Abschiedssouper bei Freund Martini finden. Ehe ich indessen zu den Freunden ging, besuchte ich meine Wirtin und siehe da: das Schreiben des Regiments war eingetroffen!

Der Dämon war glücklich — aber sehr still.

Der Geist war sehr feierlich gestimmt. Er sagte: Das Schicksal hat deutlich geredet. Nun mutig voran. Es ist ein großes Ereignis in deinem Leben und in dem deiner Familie. Zum Besten für alle werden seine Folgen sein, aber sie können nach menschlichen Begriffen großes Elend, Angst, Hunger, Schande, Tod sein. Soll dies nicht eintreffen, so sei ohne Sorge: dann werden sich, wie man zu sagen pflegt, Wunder begeben. Deine Lose werden gewinnen, deine Papire werden steigen, kurz: vorhandene Kulissen werden von unsichtbarer Hand entweder vor- oder zurückgeschoben.

Ich war glücklich im Vertrauen auf das Schicksal.

In Offenbach antwortete ich dem Regiment wie folgt:

In Antwort auf das sehr geehrte Schreiben Eines hochlöblichen Regiments bitte ich ganz gehorsamst Hochdemselben meinen aufrichtigen Dank für die mir gewährte Vergünstigung abstatten zu dürfen. Ich wiederhole meine Versicherung: stets mit allen Kräften bemüht zu sein, meine Schuldigkeit zu thun und Hochdemselben in makelloser Treue zu dienen.

Ich werde mich nach Vorschrift am 30. September a. c. dort melden und hoffe, daß die ärztliche Untersuchung günstig für mich ausfallen wird.

Ich habe Berlin am 20. d. Mts. verlassen, um mich nach allen Richtungen hin frei machen zu können und werde bis zur gedachten Zeit hier bleiben.

Der Vollständigkeit wegen erlaube ich mir das Zeugniß der Deutschen Bank vorzulegen.

Eines hochlöblichen
Magdeburgischen Cürassier-Regiments Nr. 7
ganz gehorsamster

Offenbach a. M., 26. Mai 1874. Philipp B.

Ehe ich an Herrn von Hagen schrieb, hatte ich eine Unterredung mit dem Dämon und meiner Vernunft. Beide waren gegen den einjährigen Dienst, diese aus Gründen, die ich auch in meiner Antwort verwertete, jener ohne Grund aus asketischer Lust an der bevorstehenden Demütigung im dreijährigen Dienst. Und so schrieb ich denn an Herrn von Hagen:

Ew. Hochwohlgeboren

sehr geehrte Zuschrift vom 17. cr. ganz ergebenst erwidernd, bitte ich Sie, meinen aufrichtigen Dank für das Wohlwollen zu genehmigen, welches Ew. Hochwohlgeboren mir zu bekunden die große Güte hatten. Ich werde Ihren Rat um die Berechtigung zum einjährigen Dienst einzukommen, in die ernsteste Erwägung ziehen. Mehrere Gründe veranlassen mich, ihn nicht sofort zu befolgen. Die Kosten bilden kein Hinderniß; denn ich könnte sie mir verschaffen und müßte dies schon deshalb tun, weil ich in den gewonnenen zwei Jahren mit Leichtigkeit den Vorschuß abtragen könnte. Was mich abschreckt, ist zunächst, daß ich durch den stattgefundenen Domizilwechsel die erforderlichen Schritte in Darmstadt machen müßte. Mein bevorstehender Eintritt in das Regiment könnte auf diese Weise nicht verborgen bleiben und ich würde mich aufreibenden Kämpfen in meiner Familie aussetzen; denn dieselbe lebt mit ihren Gedanken in einer idealen noch fernen Zeit und vergißt darüber, daß die Welt erst dahin kommen muß. Der Weg zum gelobten Land geht aber, wie Jean Paul treffend sagt, durch ein rotes

Meer von Blut, welche Notwendigkeit meine Angehörigen nie einsehen werden. Frauen mit der Denkungsart der Spartanerinnen giebt es leider in meiner Familie nicht. — Ferner bringt mich der einjährig Freiwillige Dienst in Conflikt mit politischen Grundsätzen, die sehr tief in mir wurzeln.

Auf der anderen Seite ermuthigt mich zum Dienste als Gemeiner ein gewisser einfacher Sinn, der mir die niedrigste Arbeit leicht macht, und ein unüberwindlicher Widerwille dagegen etwas halb zu thun. Ew. Hochwohlgeboren werden aber gewiß meiner Meinung sein, daß ein tüchtiger Cavallerist mindestens drei Jahre gedient haben muß.

Immerhin sind die Vorteile, welche ein einjähriger Dienst bietet, so schwerwiegend, daß ich sie nicht kurz von der Hand weisen darf, um so mehr nicht, als der Rat dieselben zu ergreifen mir von Ihnen gegeben wurde. Sie werden gute Gründe dazu gehabt haben, und Ihrem Urteil schulde ich die größte Beachtung. Gestatten Sie mir also noch eine kleine Bedenkzeit, nach deren Ablauf ich mir erlauben werde, Sie von meinem Entschluß in Kenntniß zu setzen.

Ich bitte schließlich Euer Hochwohlgeboren ganz gehorsamst mir Ihr Wohlwollen zu bewahren und überzeugt zu sein, daß Sie es keinem Unwürdigen zu Theil werden lassen: denn ich bin von Herzen dankbar.

Genehmigen Euer Hochwohlgeboren die Versicherung meiner größten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu zeichnen

Ew. Hochwohlgeboren

treu gehorsamster

Ph. B.

Und einige Tage später:

Ew. Hochwohlgeboren

erlaube ich mir hierdurch, mein ergebenes Schreiben vom 26. Mai bestätigend, ganz gehorsamst mitzuteilen, daß ich unter dem Zwang der Ihnen bekannten Motive nun doch zu dem Entschlusse gekommen bin, mich nicht um die Berechtigung zum einjährigen Dienste zu bewerben. Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren überzeugt zu sein, daß ich weder den Vorteil, worauf ich Verzicht leiste, nicht zu beurteilen vermag, noch leichtsinnig handle: ich weiß sehr wohl, daß ich manche trübe Stunde haben werde, die ich, Ew. Hochwohlgeboren gütigen Rath befolgend, von mir abgewendet hätte; aber ich konnte nicht anders wählen. Ich habe schon oft in meinem Leben die Augen fest schließen und, nur aufrecht erhalten von einer unerschütterlichen Zuversicht, Schweres ertragen müssen: der Finsterniß folgte jedoch immer das Licht. Und so hoffe ich, daß ich mich auch diesmal glücklich durcharbeiten werde.

Genehmigen Ew. Hochwohlgeboren nochmals meinen innigen Dank für Ihren wohlwollenden Rath, sowie die Versicherung meiner größten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu zeichnen

Ew. Hochwohlgeboren treu gehorsamer

Philipp B.

Offenbach a. M., 2. Juni 1874.

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.“

Mein Dämon wollte den Schritt und mein Geist billigte ihn. Schon dieser Einklang, so selten, stärkt mich für das, was meiner harret. Wer aber aufmerksam diese Soldatengeschichte gelesen hat, der wird auch gesehen haben, daß noch ein viel bedeutenderer Einklang besteht, nämlich der zwischen meinem Wollen und der anderen Seite des Schicksals, die nicht in unserer Macht ist: dem Zufall. Er hat, so oft es nötig war, die Szenerie zu meinen Gunsten gewechselt. Meine Seele geht dem Kommenden mit unaussprechlich seliger Ruhe entgegen.

Und nun zum Schluß noch eine kurze Betrachtung.

Was ist der Dämon im Menschen, an den Sokrates glaubte, und auf den Goethe, so oft er konnte, zu sprechen kam? Er ist philosophisch-physiologisch ausgedrückt die im Blut zurückgebliebene ungespaltene Bewegung, die restliche ganze Bewegung. Er ist also das, was man beim Tiere Instinkt nennt. Wie dieser die junge Ente zum Wasser sicher treibt, das sie noch nicht kennt, so treibt der Dämon den Menschen zu Taten, die er nicht begreift.

Metaphysisch aber ausgedrückt ist er der individuelle Teil des Schicksals. Er und der Zufall (die Motive, derentwegen allein der Geist vorhanden ist) bestimmen das Schicksal des Menschen und dadurch das der Menschheit. Vor der Welt, in der einfachen Einheit, Gott, beschloß jedes jetzt lebende menschliche Wesen alles das, was es in der Welt treffen sollte, um das Nichtsein, die Erlösung vom Dasein zu finden. Vor der Welt war also die Idee des zukünftigen Schicksals eine einheitliche. Im Moment aber des realisierten Entschlusses nicht zu sein, spaltete sich das Schicksal in Dämonen und in den Zufall (Summe aller anderen Dämonen). Beide führen den Menschen sicher durch Glück und Unglück, Freude und Leid, Leben und Tod zur Erlösung. Darum traue der Stimme in dir und beachte die Winke außer dir.



Der Sommer 1874.

Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Amboß in den Grund.

Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang,

Und von der letzten Eisenstang'
Macht er ein Schwert, so breit und lang.

„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andere Ritter wert.

Nun schlag' ich wie ein and'rer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

Uhland.

Das war ein Sommer! Den werde ich nicht vergessen und sollte ich tausend Jahr alt werden. Wo fang' ich an, wo fang' ich an? Ich kann mit Elihu (Buch Hiob 32, 18. 19.) sagen:

> Ich bin der Rede so voll, daß mich der Odem in meinem Bauch ängstet.
> Siehe, mein Bauch ist wie der Most, der zugestopfet ist, der die neuen Fässer zerreißet.

Sei kein Kindskopf! Sammle dich! Beruhige dich. Siehst du denn nicht, daß du so nichts zu Wege bringen wirst? Göttlicher Rauschebeutel!

Ja doch, griesgrämige alte Jungfer Vernunft. Ich will mich sammeln und beruhigen! —

Inbetreff meiner Familie war ich doch nicht mehr, gegen das Ende meines zweiten kurzen Aufenthalts in Berlin, so ruhig, wie zur Zeit, als ich den Brief an den Kaiser schrieb. Im Geheimen, ganz auf dem Grund der Seele, klagte ich mich an, nicht ganz besonnen und würdig gehandelt zu haben. Glücklicherweise hoben sich, als dieser peinliche Zweifel in mir aufkeimte, die Papiere, und gerade diejenigen, welche ich besaß, gerieten in eine Haussebewegung, der man eine längere Dauer allgemein zusprach. Das stimmte mich sorgenfreier, aber nicht ganz behaglich. Das Los meiner jüngeren Schwester bekümmerte mich. Auch rückte jetzt die im voraus ge-

bundene Zukunft sehr nahe vor meinen Geist, und ich beschäftigte mich wider Willen mit dem Abschied im Herbst, den Enthüllungen, die ich dann zu machen hatte, kurz mit düsteren Bilderreihen. Was sollte ich machen? Da fiel mir ein: Wie wäre es, wenn deine Schwester auf so lange als du in Halberstadt dienen wirst, nach Rom gehen könnte? Es war von jeher der heißeste Wunsch ihrer Seele, einen längeren Aufenthalt dort zu nehmen, und in einem ihrer letzten Briefe hatte sie sehr vertrauensvoll von ihrem schriftstellerischen Talent mit dem Hinweis gesprochen, daß ein mächtiger Impuls von außen alle in ihr schlummernden Kräfte erwecken und in eine Bewegung bringen würde, welche sie unfehlbar bis zu den glückseligen Inseln tragen werde. Dieser Impuls wäre gewiß die Spiegelung des antiken Roms und des Roms der Päpste in ihrem Geiste von Gottes Gnaden: so dachte ich. Und gedacht, getan. Ich konnte die Mittel für eine Römerfahrt nicht aus meinen Vermögenstrümmern flüssig machen, obgleich ich mir bekannte, daß es nur eines einfachen Worts bei den edlen Gliedern der Familie Magnus bedürfe, um am Ziele zu sein. Aber eben dieses einfache Wort wollte und konnte nicht aus dem Herzen heraus.

Da, sagen die Schwaben,
Liegt der Spielmann begraben.

Nach kurzem Nachdenken sagte ich mir: Der reiche Onkel in Leipzig mag helfen. Und er half.

Ich reiste über Leipzig anstatt direkt nach Hause. Nach vierzehn Jahren sah ich die gemütliche Stadt und den Onkel wieder. Ich verbrachte zwei Tage voll Freude und Vergnügens in Saus und Braus im Schoße meiner ihren Reichtum voll genießenden Familie und reiste mit dem Versprechen des Onkels ab, mir jederzeit gegen einfachen Schein die gewünschte Summe zu leihen.

Ich war seelenvergnügt, obgleich es mir ein bißchen wurmte, daß ich in meinem 33. Jahre zum ersten Male jemand um Geld hatte ansprechen müssen. Vis major, meine Herren! Schiffbruch! Schiffbruch! Kann jemand etwas dafür, wenn er Schiffbruch leidet?

Es ging alles glatt. Mein Herz war dadurch sehr gehoben und, dem Schicksal fromm die Züge des gütigen Gott-Vaters gebend, dachte ich:

Du wirst es Alles machen,
Thun was mein Herze will
Weil seine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.

Ich wollte meiner Schwester in den Willen stellen, gleich nach meiner Ankunft oder erst im Herbst nach Italien zu gehen, obgleich mir das erstere angenehmer gewesen wäre; denn in diesem Falle hätte ich die nicht länger aufrecht zu haltende, kaum gegründete neue Haushaltung ungestört vom wehmütigen Gebaren meiner Schwester auflösen können. Indessen, sie sollte freie Hand haben. —

So fuhr ich, im Äther guter Hoffnung badend, dahin. —

Als die Morgennebel fielen, erwachte ich nach einem kurzen, aber sehr tiefen Schlaf. Ich fühlte mich — zum ersten Male nach einer Nachtfahrt — gestärkt und ließ vergnüglich die Blicke über die bezaubernden Hügel des Rhöngebirges schweifen. Dann musterte ich meine Reisegesellschaft. Lauter Philister, mit Ausnahme eines hübschen Judenjünglings von etwa 21 Jahren, der mich sehr aufmerksam ansah.

Willst du gleich anderswohin sehn! Quos ego! sagte ihm mein Blick. Aber er ließ sich nicht beirren, wahrscheinlich ermuntert durch gewisse wohlwollende, gutmütige, wenn auch spottsüchtige Linien um meinen Mund. Er hatte auf meiner Reisedecke das Novum Organon des Baco entdeckt und dachte wohl: Dich laß ich nicht los, Gutester. Er stellte sich mir als studiosus philosophiae in einem Dialekt vor, der mir sofort zeigte, daß ich es mit einem in die glorreiche Gemeinschaft der ripuarischen Franken aufgenommenen Orientalen zu tun hatte.

Ich wahrte mein Inkognito trotz wiederholter Angriffe und merkte bald, daß ich es mit einem sehr begabten, aber überfütterten Kopfe zu tun hatte, der mit einem ganzen Wust unverdauter Brocken rang. Nur über Hartmann war er im klaren, und ich muß es zu unserer Schande gestehen, wir rangen um die Palme, wer dem „velle-volens-sed-non-velle-potens-Willen“ den Todesstoß geben könne. Wir waren beide sehr geistreich und ergötzten uns königlich. Die uns umgebenden Philister lachten, ohne zu wissen, was wir trieben, über unsere Bemerkungen an sich und wollten

bersten, als wir schließlich dem „geschundenen Raubritter“ sein zerrissenes Buch unter den Kopf legten und ihm eine gemeinsame Leichenpredigt hielten, indem immer der eine den angefangenen Satz des anderen vollendete.

Da entsetzte ich mich aber doch über so viel Bosheit in mir, lenkte plötzlich ein und hielt dem Pessimisten als solchen eine Lobrede.

Ich kam in der heitersten Stimmung nach Offenbach. Als ich meine Schwester umarmte, sagte ich:

„Nun rate, was ich dir mitbringe?“

Als sie zulange überlegte, rief ich: „Die Mittel zu deiner Römerfahrt!“

Sie war sehr bewegt, aber wie immer, wenn etwas Bestimmtes vor sie hintritt — ob es auch ersehnt war — beunruhigt. Sie mochte in ihrem schnellen Denken gleich auf große Hindernisse gestoßen sein: die Reise ohne meine Begleitung, den Aufenthalt in Rom ohne meine Stütze usw. Das eben ist der den Segen ausgleichende Fluch genialer Naturen, daß sie mit Phantomen in der Zukunft kämpfen, daß das blendende Licht ihres Glücks gedämpft wird von den Schatten einer allzubedeutenden Phantasie. Die Natur umfaßt eben mit gleicher Liebe all ihre Kinder, und ich behaupte in allem Ernste, daß die Summe des Glücks und die Summe des Leids eines jeden Menschenlebens dasselbe Resultat ergibt. Der Flachkopf kennt nicht die Wonne des Genialen, aber dafür kennt er auch nicht dessen herzzerreißenden Jammer. —

Ich sah sofort, daß eine baldige Abreise nicht stattfinden werde und überließ ruhig das Weitere der Zeit.

Nachmittags saßen wir drei volle Stunden am Kaffeetisch, den ein vortrefflicher Napfkuchen mit einem großen duftenden Blumenstrauße in der Mitte zierte, und ich sprach. Ich sprach von meiner in Berlin gefundenen „Einheit in der Welt“, vom Schlußstein meines philosophischen Werks, vom wunderbaren in mir geborenen und mich tragenden Vertrauen, von meiner Gebundenheit für den Herbst, die ich noch verschleiert lassen müsse, und anderen schönen Dingen. Sie horchte und horchte, und es wurde Abend. —

Und nun begann ein zaubervolles Leben, ein geistiges Blühen voll Seligkeit und wonniger Schauer.

Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Amboß in den Grund.

Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang
Macht' er ein Schwert, so breit und lang.

Dieses Leben dauerte vier volle Monate; es erfüllte den Juni, Juli, August und September. Vollständig klar, konsequent und in sich abgerundet lag mein System in meinem Geiste, und ein Schaffentrieb belebte mich, der die Peitsche des Gedankens nicht nötig hatte, daß ich am 28. September fertig sein müsse; denn am 1. Oktober mußte ich den Rock des Königs anziehen — dieser Termin war nicht zu verschieben. Wäre ich alsdann nicht fertig gewesen, so würde ich erst nach drei Jahren die letzte Hand an mein Werk haben legen können d. h. ich hätte mich an einen Abgrund geworfen gesehen, in den mich unfehlbar die Furien einer zerbrochenen Existenz hinabgestoßen hätten.

Aber mein Vertrauen auf das Schicksal war geradezu fanatisch. Ich kam in den Zustand der Propheten des Alten Testaments: ich wußte, daß ich fertig werden würde, ich sah mein fertiges Werk als ein notwendiges Glied in der Kette des Werdens, im Prozeß der Welt.

Meine Schwester, welche dieses felsenfeste „Gottvertrauen" nicht ganz begriff, weil sie sich noch nicht auf den höchsten Gipfel der Erkenntnis durchgearbeitet hatte, auf dem allein die moralische Entzündung (die Wiedergeburt, wie die Theologen sagen) stattfinden kann, entsetzte sich über mich. Bald rief ich geisterhaft bleich und unbeweglich, bald mit freudestrahlendem Gesicht und wie beschwingt:

„So lange ich an meinem Werk schreibe, so lange umschweben Legionen guter Geister unsere Wohnung und schützen sie. Wenn die furchtbarsten Gewitter über uns wegziehen und Blitze rechts und links vernichtend einschlagen: unser Dach wird kein Blitz treffen. Ich stürze mich in brennende zusammenbrechende Häuser, ich werfe mich in reißende Fluten: aber unversehrt, ohne daß

mir ein Haar gekrümmt worden ist, werde ich heraustreten. Das macht, weil mein Werk zu einer ganz bestimmten Zeit erscheinen muß."

Da klagte meine Schwester, die sich nicht so hoch über unsere armseligen Bedrängnisse und Wirren erheben konnte:

„Ach du bist wie der Steuermann eines vom Sturm ergriffenen Schiffes, der wahnsinnig geworden ist. Was soll aus uns Passagieren werden!"

Aber ich lächelte sie ruhig und friedevoll an. Ich ging auf festem Boden und wurde treu geführt. —

Meine Lebensweise war sehr einfach. Ich stand morgens um sieben Uhr auf und arbeitete bis zehn. Dann nahm ich ein wonniges Bad im nahen Main. Der liebe heimatliche Strom hat mein Werk schreiben helfen. O wie er mich stärkte und kräftigte! Um zwölf Uhr aß ich rasch Mittagbrot und arbeitete ununterbrochen bis sieben Uhr. Je heißer es war, desto behaglicher fühlte ich mich, desto fließender wurde mein Gedankenstrom. Während meine Schwester, die in jenen Hochsommertagen nur die Morgenzeit zu ihren Arbeiten benutzen konnte, in des Mittags Glut die Flügel vollständig hängen ließ, saß ich selig brütend über meinem System. Und es gedieh. Die Analytik erhielt den doppelten Umfang. Die Physik wurde vollständig umgearbeitet.

Aber in der Mitte der Physik stehend, verlor ich plötzlich den Faden. Ich erschrak heftig, zog mich rasch an und schwärmte vier Stunden lang in der glühendsten Hitze durch die Wälder. Umsonst; ich fand ihn nicht mehr. Drei Tage lag ich in der Hölle. Ich verzagte und blickte mit Entsetzen auf den immer näher kommenden 28. September. Ich war der Verzweiflung nahe und beschloß Selbstmord, wenn es nicht bald anders würde.

Aber eine milde Hand führte mich wieder aus der Hölle. Ich fand den Faden endlich und glänzender war er als je; auch behielt ich ihn von da an immer in der Hand.

Auf einem Spaziergange hatte ich ihn wiedergefunden und von da ab streifte ich wöchentlich wenigstens zweimal durch unsere schönen Buchen- und Eichenwälder. Gewöhnlich ging ich um drei

Uhr nachmittags, wenn alle den kühlsten Raum suchten, fort und badete mich in den glühenden Sonnenstrahlen. Ich war nicht umsonst im sechzehnten Jahre, fast noch ein Kind, nach Neapel gekommen und hatte dort beinahe sechs Jahre gelebt; in meinem Blut lebte Welschlands Licht und Welschlands Glut. Nur sehr selten begegnete mir ein Mensch in den weiten Wäldern. Ich war fast immer ganz allein im stillen Wald. Pan schlief. Hie und da nur raschelte eine Blindschleiche oder eine Eidechse im dürren Laub oder ein Vögelein sang mit süßer Stimme oder ein Käfer summte. Ich aber wallte — ein froher Wanderer! — mit offenen Sinnen in der geheimnisvollen Natur und blickte der Sphinx in die großen Augen. Ich habe vieles darin abgelesen.

Auch verfehlte ich nicht, immer eine halbe Stunde lang, mich auf meinen neuen Beruf vorzubereiten. Ich machte „langsamen Schritt“ (die blauen Glockenblumen und der gelbe Ginster kicherten leise und die dicken Hummeln verspotteten mich schadenfroh) und übte Griffe: Gewehr auf! Präsentiert das Gewehr! Gewehr ein! und Hiebe: Rechts-Hieb! Links-Hieb! Stich! Dieses Ineinandergreifen zweier diametral entgegengesetzter Tätigkeiten, der reinen Sensibilität und reinen Irritabilität brachte den seltsamsten Zustand in mir hervor. Es war zu merkwürdig.

So vergingen die Monate wie Tage, und das Werk ging seinem Abschluß entgegen. Die Ästhetik, Ethik und Politik wurden fast ganz umgearbeitet und bedeutend vermehrt, die Metaphysik ganz neu geschrieben (in Tagen). Im zweiten Entwurf füllte letztere Disziplin nur zwei Seiten.

Jetzt wurde auch die Reise nach Rom und meine Abreise mit meiner Schwester besprochen. Ich hatte an meinen Freund Dr. Wolfgang Helbig vom deutschen archäologischen Institut in Rom geschrieben, und die liebenswürdigste Auskunft über Pensionate usw. lag vor uns. Ich sagte bestimmt, daß ich am 28. September Offenbach verlassen müsse, ohne jedoch zu verraten, wohin ich ginge. Meine Schwester glaubte, ich hätte in Rußland ein Engagement abgeschlossen. Ich ließ sie im Wahne und deutete an, daß sie, nicht ich, den Verleger meines Werks in Leipzig vor ihrer Römerfahrt suchen müsse.

Sie war damit einverstanden, sah aber wieder Wolken in der Ferne und quälte sich mit dem Gedanken herum, daß das Buch keinen Verleger finden würde.

Da brach wieder mächtig in mir das Vertrauen hervor.

„Ich will mein Buch in ein brennendes Haus werfen und es wird unversehrt aus dem glühendem Schutt gezogen werden“, rief ich begeistert. „Ich will es auf die Straße, ich will es in den Main werfen, und es wird zu einem Verleger getragen werden. Kleingläubige, schäme dich!“

Endlich war das Werk: Die Philosophie der Erlösung fertig.

> Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
> Nun bin ich wie andere Ritter werth.
>
> Nun schlag ich wie ein andrer Held
> Die Riesen und Drachen in Wald und Feld.

So war es. Ich empfand selig, daß ich ein gutes Schwert geschmiedet hatte, aber zugleich auch eisige Schauer bei der Betretung einer Bahn, welche gefährlicher als die irgend eines Philosophen vor mir war. Ich griff furchtbare „Riesen und Drachen“, alles Bestehende, alles Heilige und Ehrwürdige in Staat und Wissenschaft an: Gott, das Ungeheuer „Unendlich“, die Gattung, die Naturkräfte, den modernen Staat und ließ in meinem unverhüllten splitternackten Atheismus nur das Individuum und den Egoismus gelten. Doch nein: über beiden lag der Glanz der vorweltlichen Einheit, Gottes, der unwiderstehliche Zug, der alle in dynamischem Zusammenhang stehenden Dinge der Welt leitet oder um mit Christus zu reden: der heilige Geist, das größte und bedeutendste der drei göttlichen Wesen:

> Wahrlich, ich sage euch: alle Sünden werden vergeben den Menschenkindern, auch die Gotteslästerung, damit sie Gott lästern.
>
> Und wer da redet ein Wort wider des Menschen Sohn, dem soll es vergeben werden.
>
> Wer aber den heiligen Geist lästert, der hat keine Vergebung ewiglich.
>
> (Marcus 3, 28, 29, Lucas 12, 10.)

Ja, er lag „brütend mit Taubenflügeln“ über dem einzig Realen in der Welt, dem Individuum und seinem Egoismus, seinem Glückseligkeitstrieb, den die Taube leitet, bis er erlischt im ewigen Frieden, im absoluten Nichts. —

Ich übergab meiner Schwester mein Werk in sauberer Abschrift und mit einem Schreiben an den unbekannten Verleger, welches folgenden Schluß hatte:

> Für den Fall, daß Sie sich dafür entscheiden, meine Arbeit zu verlegen, bitte ich Sie ganz ergebenst, sich wegen alles Weiteren mit meiner Schwester zu unterhalten, der ich diese Angelegenheit übergeben mußte, weil eine andere Sache meine Zeit ganz in Anspruch nimmt. Ich habe im angedeuteten Falle nur noch Folgendes zu bemerken:
>
> Es ist nicht nöthig, daß ein Philosoph seiner Lehre gemäß lebe; denn man kann etwas als vortrefflich erkennen, ohne doch die Kraft zu haben, darnach zu handeln. Einige Philosophen haben aber nach ihrer Ethik gelebt, und erinnere ich an Kleanthes, den Wasserträger, und an Spinoza, den Brillenschleifer. Nun ist auch Das, was ich lehrte, gleichsam in mein Blut übergegangen, so daß ich meinem Werke, dürfte ich von seiner Wirkung auf mich auf seine Wirkung auf Andere schließen, den größten Erfolg prognosticiren müßte. So kommt es, daß ich vor Nichts mehr zurückschrecke, als den Blicken der Welt ausgesetzt zu sein. Ich gehöre zu Denen, von welchen der Mystiker Tauler sagt:
>
> > daß sie sich vor allen Creaturen so verbergen, daß Niemand von ihnen sprechen könne, weder Gutes noch Böses,
>
> und keine mir bekannte Sentenz hat einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht als die in den Katakomben von Neapel befindliche Grabinschrift:
>
> Votum solvismus nos quorum nomina Deus scit.
>
> Ich müßte Sie demnach freundlichst ersuchen, mir Ihre Zusicherung zu geben, daß Sie mich **niemals** als Verfasser der Philosophie der Erlösung nennen werden. Für **dieses** Werk bin ich **Philipp Mainländer** und will es bis zum Tode und für alle Zeit bleiben. Die gleiche Bitte richte ich natürlich an Sie auch für den Fall, daß Sie den Verlag des Werkes ablehnen sollten.

Ende August, also nach nur drei Monaten, lag das Werk in der Reinschrift bei meiner Schwester. Ich hatte noch einen ganzen Monat vor mir, und die Leere, die jeder, der eine größere geistige Arbeit hinter sich hat, empfindet, verbunden mit der Besorgnis wegen der jetzt notwendig gewordenen Erklärungen und Enthüllungen, sowie der Blick in mein bald beginnendes niederes und

mühevolles, aber aus tiefster Brust ersehntes Leben, warfen mich in einen ganz eigentümlichen halbmatten und träumerischen, halb fieberhaft aufgeregten Zustand. Meine Seele atmete in einer schwülen Frühlingsatmosphäre, in der die Knospen zum Sprengen anschwellen.

Ich besitze aus diesem merkwürdigen Monat September zwei Blätter, die so lauten:

7. September 1874. — Das war heute ein denkwürdiger Tag. Als ich vom Baden kam, sprach ich mit meiner Schwester über Thomas von Kempen. Sie hob ihn wie gewöhnlich hoch in den Himmel; ich verteidigte dagegen meinen teuren Frankforter, den tiefen herrlichen Mystiker. Da kam es, daß ich in der Hitze des Gesprächs in einer blitzartigen Eingebung sagte: „Außerdem verdient der Frankforter schon deshalb den Vorzug vor Allen, vor Thomas, Tauler, Eckart, Angelus Silesius, weil er Deutschherr, also ein geistlicher Ritter war, der obgleich Custos und Priester, doch das Schwert an der Seite trug. Sollte dies indessen nicht der Fall gewesen sein, so lasse ich doch nicht von meinem Phantasiebilde. Ich sehe ihn am offenen Fenster im zweiten Stockwerk des Deutschherrenhauses am Mainufer in Sachsenhausen stehen, die edlen milden Züge verklärt vom Golde der untergehenden Sonne. Er hat das Stahlwamms an, das aus dem weißen Mantel hervorblitzt."

Dieses Bild verließ mich nun nicht mehr, und ich dachte, in der Seele erzitternd, daran, daß ich in drei Wochen gleichfalls ein weißes Gewand und einen blitzenden Küraß darüber tragen werde. Zugleich kam mir mit neuer Macht die alte Idee: eine freie Hochschule zu begründen, die sich nunmehr rasch in meinem Geiste in die Form eines modernen geistlichen Ritterordens, eines philosophischen Ordens von Schicksalskämpfern, von Rittern des Heiligen Geistes legte.

Meine theoretische Tat ist getan. Die praktische ist eingeleitet. Sie wurde vom Dämon unbewußt begonnen. Sollte die bewußte Fortsetzung in diesem Orden münden? Es wäre zu wunderbar!

Eines ist klar: der Schwerpunkt meiner Lehre für die heutige Gesellschaft liegt nicht in der Virginität, sondern in der Hingabe an den Staat. Und wie Christus sterben mußte, um seine Lehre fruchtbar zu machen, so mußte ich im 33. Lebensjahre in die Armee eintreten, um meiner Lehre das Siegel aufzudrücken. Es ist

nicht gerade nötig, obgleich es schön wäre, sie auf dem Schlachtfeld mit dem großen Blutsiegel zu versehen.

O seliger Tod, o Soldatentod!

Ist dies nicht meine Bestimmung, dann — ganz zweifellos — wird der heute in mir aufgesprungene Gedanke Gestalt annehmen, sich nähren, sich entwickeln und völlig ausbilden, so daß ich, im 36. Jahre stehend, den Orden gründen kann. Dann wird auch das Schicksal ganz von selbst die nötigen Mittel dazu gewähren.

Entwurf.

Heiliger-Geist-Orden.

1. Zweck:

Kampf für den idealen Staat im heutigen Staat und mit diesem gegen andere Staaten.

a) Kampf im Staate

1. Beförderung der Humanität auf allen Gebieten;
2. Lösung der socialen Frage;
3. Pflege der Kunst und Wissenschaft;
4. Tierschutz.

b) Kampf mit dem Staate.
Dienst im Heere.

2. Organisation.

a) Ritter

Gelübde: Armut, Gehorsam,
Keuschheit, Wahrheit:
Virginitas, Paupertas,
oboedientia, Veritas.

Volle Hingabe an den Heiligen Geist (Schicksal).

Das Gelübde wird also keiner Person geleistet, sondern vermittelst einer Person dem Schicksal. Der Gehorsam ist also kein äußeres Verhältnis, sondern eine Gewissenssache.

1. Armut: Abwerfung alles Aeußeren (Geld, Ruhm, Ehre, Macht, Bande aller Art).
2. Gehorsam: Unbedingte Einstellung in die Grundbewegung des Schicksals.
3. Keuschheit: Vernichtung des Individuums im Tode.

Die Brüder wohnen und leben zusammen. Jeder ist zu einem Vortrage in jeder Woche verpflichtet.

Bezahlung eines Beitrags Seitens der Vermögenden, so lange der Orden sich nicht aus eigenen Mitteln erhalten kann.

Schwarze bürgerliche Tracht.

Freier Austritt zu jeder Zeit. Wiedereintritt zu jeder Zeit.

Die Brüder müssen als Soldat dem Staate gedient haben.

b) Knappen.

c) Weise:

Gelehrte, Philosophen etc., die nicht Soldat gewesen sind oder dem Staate nicht mehr als Soldat dienen wollen oder können. Sie wohnen und leben mit den Rittern.

d) Beschützer:

Sie zahlen einen freiwilligen Beitrag und stehen mit dem Orden in Correspondenz.

Mindestens ein Bericht im Jahre.

e) Hochschule.

Aus den Vorträgen kann sich dieselbe allmählich entwickeln.

f) Frauenorden. (???)

3. Spezielle Wirksamkeit.

a) Hochschule,

b) Veröffentlichung von Fachschriften und Vorträgen,

c) Reichstags-Kandidaturen,

d) Beschickung sämtlicher Kongresse im Namen des Ordens,

e) Ordens-Blatt,

f) Produktiv-Assoziationen

1. Ordens-Druckerei,

2. Unterstützung aller Assoziationen.

Schlußbetrachtung.

Der Orden, die Herberge der Gerechtigkeit im 19. Jahrhundert, muß an die Stelle des mittelalterlichen Papsttums treten. Wie dieses, abgesehen von seiner Parteistellung, dadurch heilig war, daß es, wenn es auch nicht die Richtung der Welt, ihre Grundbewegung, zeigte, immer doch laut die richtigen Mittel dafür (Menschenliebe, Virginität) verkündigte, so muß der Orden immer und immer wieder seine Stimme im Wirrwarr der Parteien erschallen lassen und die Grundbewegung laut verkündigen. Hierdurch wird er wie das Papsttum eine Macht höheren Ursprungs, sein Wirken hoch über die Welt erheben: er wird ein Leitstern.

Freitag, 18. September 1874. Weihevoller Spaziergang. Ich gelobte mir, daß mein Leben ein ununterbrochener Gottesdienst sein solle, ein beständiges, unablässiges Wirken in der geraden Richtung des Schicksals.

Auf dem Hügel mit der schönen Eiche beschwur ich das Gelöbnis, die rechte Hand auf den Stamm der Eiche gelegt und den Blick vertiefend in die strahlende Bläue des Himmels: „Dir weih' ich mich ganz; Dein Wille geschehe; Dein Wille allein sei noch wirksam in mir; Dir befehle ich mein ganzes Wesen; mache mit mir was Du willst; rede zu mir von außen und ich werde gehorchen; rede zu mir im Innern und ich werde Dir gehorchen; ich will Dein reines Gefäß sein: Gehorsam bis in den Tod gelobe ich."

Und über die hochauflodernde Flamme der Begeisterung hielt der kalte, nüchterne Geist das magische Geflecht der Mäßigung: mir war unaussprechlich wohl in dieser Sammlung, in dieser Konzentration.

Ich schnitt vom Baume eine Zweigspitze mit drei Blättern zur Erinnerung ab. Eine Stimme sprach dabei in mir: Ich nehme dich als Streiter an: deine Bahn wird dornenvoll sein, aber gerade.

Samstag, 19. September. Ich wollte einen Kernspruch für die nunmehr dicht vor mir liegende Bahn, schlug deshalb die Bibel auf, und an der Stelle, die ich mir dachte (links oben) standen die Worte:

> Laß deine Augen stracks vor sich sehen, und deine Augenlider richtig vor dir hinsehen.
> Laß deinen Fuß gleich vor sich gehen, so gehest du gewiß.
> Wanke weder zur Rechten noch zur Linken; wende deinen Fuß vom Bösen.
>
> Sprüche Salomons 4, 25—27.

Hier sei auch erwähnt, daß ich, als ich Ende Juni in der Hölle war und wieder an das Bibelaufschlagen ging (Erbschaft von meiner frommen Mutter) zuerst die Stelle fand:

> Es spannte aber ein Mann seinen Bogen ohngefähr, und schoß den König Israels zwischen den Panzer und Hängel. Da sprach er zu seinem Fuhrmann: Wende deine Hand und führe mich aus dem Heer; denn ich bin wund.
> Und der Streit nahm zu des Tages. Und der König Israels stand auf seinem Wagen, gegen die Syrer, bis an den Abend, und starb, da die Sonne unterging.
>
> 2. Chronica 18, 33. 34.

Diese Stelle schlug ich seitdem sehr oft auf. Es war mir immer eine Bestätigung meines Todes auf dem Schlachtfelde. Sollte es kommen, wie ich ahne, so könnte ich für den Orden nur in einer Empfehlung ihn überhaupt zu gründen, wirken: alle Gerechten auffordernd, eine solche Herberge der Gerechtigkeit durch Assoziation zu gründen. Das muß bedacht werden.

Über das Bibelaufschlagen werden die meisten mit mir denken: „Spielerei! Dummheit!“ Ganz recht. Aber der subjektive Vorteil dieser Spielerei: der neu aufflackernde Enthusiasmus, der ist keine Spielerei und außerordentlich wichtig. Übrigens liegt dieser Spielerei vor der Welt die Einheit dieses Zufälligen und Individuellen in der Welt zugrunde, also etwas sehr Ernstes. Indessen darf man das alles nicht konstitutiv vortragen, wie es so gern die halben Philosophen tun.

Mich drängte es, meinem alten Vater reinen Wein einzuschenken. Aber meine Schwester war entschieden dagegen. Die Geheimhaltung allen Familiengliedern gegenüber wurde beschlossen. Meine Schwester sagte sehr richtig:

„Man wird deine Tat nicht verstehen. Verstehe ich sie doch nur zur Hälfte! Man wird dich reif fürs Narrenhaus halten und völlig an dir irre werden, wenn nicht verzweifeln. Im 34. Jahre unter die Soldaten gehen! Werden sie das begreifen? Wird es überhaupt irgend jemand in der Welt begreifen?“

Wohl tat es mir weh, nicht offen gegen meinen Vater sein zu sollen. Es mußte jedoch sein und tröstete ich mich damit, daß ich mit der Aussage: in Halberstadt beginne ich meine dem Allgemeinen praktisch gewidmete Tätigkeit, keine Lüge hervorbrächte.

Die letzten vierzehn Tage meines Offenbacher Aufenthalts benutzte ich dazu, beim Gendarmen Dietrich das Pferdeputzen zu erlernen.

Bis zum 28. September badete ich morgens um sieben Uhr in den Morgennebeln oft bei nur 12 Grad Wasserwärme und von elf bis halb ein Uhr putzte ich zwei Pferde und lernte vorschriftsmäßig satteln. Auch ließ ich mich in die Geheimnisse einer reglementsmäßigen, tadellosen Ausmistung des Stalls einweihen. Ich lebte schon ganz im Schatten meines neuen Berufs.

Die letzten Tage des September kamen heran.

Am 26. ging ich — es war ein wunderschöner, wolkenloser Herbsttag — an das Grab meiner Mutter. Ich brach einen Zweig ab und gelobte, die Hand auf den Hügel gelegt, in gesammeltester ruhigster Stimmung: Virginität bis zum Tode. Ein kleines Vögelein, eine Kohlmeise, zwitscherte mit süßer Stimme und schwang sich dann in die blauen Lüfte. Es wurde wieder ganz still und lautlos um mich herum. Wie hatte ich die greise Frau dort unten geliebt! Wie liebte ich noch verzehrend und ausschließlich das Bild in meinem Kopfe von der leidenschaftlichen genialen Mutter! Was hatte sie gelitten! Wie ungestüm war sie in ihrem Schmerze! Wie eigenwillig zuckend und schaudernd, wie stolz lag diese große Individualität in dämonischer Frömmigkeit! Sie hatte oft wie Jakob mit Gott gerungen und ihn besiegt.

Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröthe anbrach.

Und da er sahe, daß er ihn nicht übermochte, rührte er das Gelenk seiner Hüfte an; und das Gelenk seiner Hüfte ward über dem Ringen mit ihm verrenkt.

Und er sprach: Laß mich gehen, denn die Morgenröte bricht an. Aber er antwortete: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.

Er sprach: Du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist obgelegen. (1. Mos. 32, 24—28.)

So hatte sie, wie sie erzählte, ihren zweiten Sohn mit ihrem inbrünstigen Gebet Gott abgerungen, der ihn dem Tode geweiht hatte, und wer konnte nicht glauben, wann sie es erzählte? Und diese Frau mit der wilden Mutterliebe mußte später bereuen, daß sie ihr Kind aus den Armen Gottes zurückerobert hatte!

Ich dachte daran, wie das in ihr schäumende, tobende Meer in mir glatt und blau geworden sei. War es nicht dasselbe Meer?

Wunderbar gestärkt für alles Trübe, das meiner in Halberstadt wartete, verließ ich den in den Strahlen der untergehenden Sonne liegenden Garten der Toten. —

Am 27. September übergab ich meiner Schwester ein Blatt, worauf stand:

Vorwurf.

Mancherlei hast du versäumet:
Statt zu handeln, hast geträumet,
Statt zu denken, hast geschwiegen,
Solltest wandern, bliebest liegen.

Antwort.

Nein, ich habe nichts versäumet!
Wißt ihr denn, was ich geträumet?
Nun will ich zum Danke fliegen,
Nur mein Bündel bleibe liegen.

Schluß.

Heute geh' ich: komm' ich wieder,
Singen wir ganz andere Lieder.
Wo so viel sich hoffen läßt
Ist der Abschied ja ein Fest! Goethe.

Ich drückte ihr die Hand, sie verstand mich und war wehmütig-froh.

Und endlich, am 28. früh, da hieß es wie im Liede: O du Deutschland, ich muß marschieren:

Nun ade, fahr wohl, feins Liebchen!
Weine nicht die Äuglein rot.
Trage dieses Leid geduldig
Leib und Leben bin ich schuldig
Es gehört zum Ersten Gott.

Nun ade, herzlieber Vater
— — — — — — — — — — — — —
Für das Vaterland zu streiten,
Mahnt es mich nächst Gott zum Zweiten,
Daß ich von euch scheiden muß.

Auch ist noch ein Klang erklungen
Mächtig mir durch Herz und Sinn:
Recht und Freiheit heißt das Dritte,
Und es treibt aus eurer Mitte
Mich in Tod und Schlachten hin.



Mein Soldatenleben.

Hab den Kaufmann gesehn und den Ritter
Und den Handwerksmann und den Jesuiter,
Und kein Rock hat mir unter allen,
Wie mein eisernes Wams, gefallen.
(Erster Küraſſier in Wallensteins Lager.)

Ich nahm wenige Bücher mit. Ich wußte, daß zum Lesen nicht viel Zeit übrig bleiben würde. Es waren: englische, französische und italienische Grammatik, französischer Diktionnär, Spence Hardys Manual of Budhism, Tacitus, Gil Blas, Leopardi Opere, Odermanns Arithmetik und Heises deutsche Grammatik (ich dachte an Unterricht, den ich vielleicht armen Kameraden und strebsamen Unteroffizieren geben könnte) und schließlich meines teuren Frankforters Theologia Deutsch. Auf das Titelblatt des letzteren Buchs schrieb ich im Vorgefühl dessen, was mich treffen würde:

Ihr Knechte, seid unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen.

Denn das ist Gnade, so Jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt und leidet das Unrecht.

1. Petri 2, 18. 19.

Soll ich beschreiben, welche Gedanken wie Schaumkronen auf den Wogen meines Gemüts lagen, als ich Halberstadt immer näher kam? Es wäre unnütz; jeder kann sie in sich hervorrufen. Ich wurde in wenigen Tagen am 5. Oktober (dem Todestage meiner Mutter!) dreiunddreißig Jahre alt und sollte Rekrut neben Jungen von neunzehn und zweiundzwanzig Jahren sein! Ich stieg aus behaglichen bürgerlichen Verhältnissen in die rauhen, entbehrungsvollen des Soldatenstandes hinab! Ich hatte fast ausschließlich mit der Feder und dem Kopf gearbeitet und geschwelgt mit den Genialen aller Zeiten — nun sollte ich Pferde striegeln, den Stall misten, den Pallasch schwingen und mir genügen lassen am engen Denkkreise der untersten Volksschichten. Ich liebte die Einsamkeit und schreckte wie eine Sensitive vor der leichtesten Berührung von

außen in meine Individualität zurück, ich liebte leidenschaftlich die größte lautloseste Stille, und nun sollte ich drei lange Jahre in einer Kaserne (!) hausen. Kein Mensch konnte und kann einen unbezwinglicheren Freiheitstrieb haben als ich — die Luft der Freiheit gehört zu meiner Existenz —, und nun sollte ich unter die unbedingte Botmäßigkeit achtzehnjähriger Leutnants (Kavallerie-Leutnants!) und junger roher Unteroffiziere, ja Gefreiter gestellt werden.

Aber als ob zwei Geister mit mir sprächen, der eine das Obige in stechende spitze Worte fassend, der andere immer tröstend und die Wunden gleich heilend, so war es in mir. Die Wogen hoben und senkten sich und wie ein Lied aus der Ferne ertönte es süß:

> Nicht aus Mangel an Kunstgeist, sondern aus Überfluß daran gehst du unter die Soldaten. Ich säh' es gern, wenn du bedächtest, daß auch Dante, Cäsar, Cervantes, Horaz vorher dienten, ehe sie kostbar schrieben.
>
> (Jean Paul, Titan.)

Und:

> Ich war in sogenannten glücklichen Lebensverhältnissen geboren und erzogen; ich hatte Alles kennen gelernt, was Wohlhabenheit, Bildung und Geselligkeit, Liebe und Freundschaft darboten, und war aus allem Diesem leer und unbefriedigt hervorgegangen. Durch mein ganzes Leben zog eine stille Sehnsucht nach etwas Besserem, Unvergänglichem, nach einem Stande der Niedrigkeit und des Friedens mit mir selbst.
>
> (Mutter Jolberg)

endlich:

> Auch als Soldat übte sich Martinus von Tours in den christlichen Tugenden der Mäßigkeit, der Barmherzigkeit, der Demut. So bediente er seinen Reiterknecht, anstatt sich selbst bedienen zu lassen.
>
> (Hagenbach, Kirchengeschichte.)

Ich geriet allmählich wieder in den bei mir so häufigen traumhaften matten Zustand, der bis nach Halberstadt anhielt.

Als ich ausstieg, war es sieben Uhr abends. Ich trat aus dem Bahnhof; in diesem Augenblick gerade hob sich über den Horizont die dunkelrote Scheibe des Vollmonds. Sie leuchtete mir auf meinem Wege in die altertümliche, ehrwürdige frühere Bischofs-

stadt, es war mir, als lächelte sie mich freundlich an, und ich nahm ihre Erscheinung für ein verheißungsvolles Zeichen.

Am anderen Morgen besah ich mir die Stadt, die mich drei Jahre beherbergen sollte, und das erste, was meine Aufmerksamkeit fesselte, war das schöne Martinus-Relief über dem Portal der Martinikirche: Martin hoch zu Pferde, in Panzer und Stahlhelm, zerteilt seinen Mantel für zwei am Wege liegende halbnackte Bettler. Ich gestehe, daß ich über diese Zufälligkeit erschrak. Ich mußte sehr bleich ausgesehen haben, denn ich erregte die Aufmerksamkeit eines Vorübergehenden, der mir in offenbarer Teilnahme nahte. Rasch ging ich fort und bat einen kleinen Gymnasiasten, mir den Weg nach dem Dome zu zeigen. Da er in derselben Richtung ging, so begleitete er mich, und unterwegs fragte ich ihn: wo denn die Kürassier-Kaserne gelegen sei? Er sah mich groß an. „Die Kürassier-Kaserne? Wir haben hier keine Kaserne; die Soldaten liegen alle in Bürgerquatieren.“

Welche Nachricht! Jetzt auf mein Soldatenleben zurückblickend, begreife ich erst voll und ganz die Gnade des Schicksals, die für mich in dem Umstand lag, daß ich nicht in einer Kaserne wohnen mußte. Der Umgang mit den rohen, aber gesunden, frischen Bauernjungen hätte mir den Aufenthalt nicht unerträglich gemacht: das habe ich eingesehen, denn ich habe mich, je mehr ich mich in mein Soldatenleben vertiefte, desto eifriger und lieber an der gesunden, ursprünglichen Kraft, die in unserem deutschen Bauernstande liegt, gelabt und erfrischt. Das war ja die Quelle, aus der unsere zaubervollen Volkslieder entsprungen sind. Und wie wurden diese gesungen von den braven jungen Kürassieren! Noch lacht mir das Herz im Leibe, wenn ich daran denke. — Aber ich mußte wenigstens abends so oft als möglich in größter Einsamkeit leben können, was eine Kaserne nicht erlaubt hätte. Ich muß mir bekennen, daß, hätte mir das gefehlt, mein Soldatenleben ein durchaus unglückliches geworden wäre.

Und wie hing doch die Wahl des Magdeburgischen Kürassier-Regiments an einer willkürlich geschaffenen Zufälligkeit! Ich erinnere daran, daß ich drei Zettel mit Halberstadt, Brandenburg und Pasewalk beschrieb und diese in die Luft warf. Hätte ich ge-

wußt, daß Halberstadt keine Kaserne hat — ich ging von der Voraussetzung aus, daß in Preußen überall die Soldaten kaserniert seien —, so würde ich gar keine Wahl gehabt haben: dann hätte ich mich sofort für Halberstadt entschieden. Wie leicht konnte einer der Zettel Pasewalk und Brandenburg der Türe zunächst fallen, und dann hätte ich in einer Kaserne wohnen müssen.

Auch will ich hieran eine andere Bemerkung knüpfen. Die Regimenter in Pasewalk und Brandenburg sind fast nur aus Pommern und Brandenburgern — also vorzugsweise aus früheren Slaven zusammengesetzt, während sich das sächsische Kürassierregiment aus den urdeutschen Stämmen der Thüringer, Franken, Hoch- und Niedersachsen rekrutiert. Wie fühlte ich mich sofort sowohl heimisch als angenehm fremdartig angeweht, als ich die verschiedenartigsten Dialekte, den Meißen-sächsischen, den heimatlich fränkischen, den gemütlichen thüringischen, den magdeburgisch- und hannoveranerisch-plattdeutschen vernahm. Und nun die verschiedenartigen Charaktere: den verschlossenen knappen, aber biederen Niedersachsen, den gesangfrohen, heiteren Thüringer, den gemütlichen Südsachsen, den schalkhaften, beweglichen Franken:

> In meinem Haupt lebt der Gedanke
> Ich bin ein Franke! (Lingg.)

Begreift Ihr Freunde, was ich empfinden mußte, als ich mich mit offenen Sinnen, mit meinem objektiven Geiste und mit meinem warmen Herzen in diesen Elementen bewegte, die vor dem Kameraden keine Geheimnisse hatten und ihn in ihre tiefste Seele blicken ließen? Ich kam, gebeugt über das quellende, warm pulsierende wald- und feldluftdurchwehte Blut meiner Kameraden gar nicht mehr aus ästhetischen, ethischen und politischen Studien heraus.

Hätte ich dies in Pasewalk oder Neu-Brandenburg gefunden?

Ich habe an der Brust meiner niedrig gestellten Kameraden gelegen, und wenn ich vorher aus allgemeinen Obersätzen der Gerechtigkeit und Humanität zu dem Schlusse gekommen war, mich ganz der Sache der Niederen und Verachteten weihen zu müssen, um ihnen ein höheres Leben zu verschaffen, so will ich jetzt aus Liebe zu ihnen für sie kämpfen. Nun leben Gestalten vor mir, liebe Freunde, die für mich ihr Leben lassen würden und

die mich flehend ansehen. Nun steht z. B. der treue Kläus vor mir, der, ehe er zu den Soldaten halb auszehrend kam, seit seinem siebenten Jahre bei Bauern diente, zuletzt mit fünfzehn- bis sechzehnstündiger schwerster Tagearbeit; nun seh' ich den Sassenguth, Albitz und wie sie alle heißen, die bei ihrem schweren Dienst nichts anderes, außer ihrem schlechten Mittagsbrot, als Kommißbrot und wieder Kommißbrot haben, weil sie vorher nichts erübrigen konnten. Nun sehe ich die Vertierten und Schlechten vor mir, die nur mit eisernen Stangen zu bändigen sind, weil bei den sozialen Verhältnissen unserer Tage, in die dumpfen Löcher, die die Elenden lichtscheu bewohnen müssen, kein Strahl fallen, kein gutes Samenkorn aufgehen kann. Wie hat es in mir gewetterleuchtet, wenn ich in diese trostlose Öde blickte, wie haben die Finger vor Verlangen gezuckt, in diesem Menschenstoffe zu bilden, wie mild ist mein Urteil über Rohe und Niederträchtige, über Diebe und Mörder geworden, wie eisern hat sich da der Entschluß aus der blutenden Seele gerungen, ein Wilhelm Tell, der keiner Partei angehörte und seinen eigenen einsamen Weg ging, ein Tell der sozialen Freiheit zu werden.

Seid ruhig, liebe Waffenbrüder, gute Kameraden, ein treues Auge wacht über euch, ein gesunder Kopf denkt für euch und zwei reine Hände wirken für euch.

Nachmittags begab ich mich auf den Weg zu dem Herrn Premierleutnant von Hagen. Er hatte leider einen vierwöchigen Urlaub angetreten. Dann ging ich zum Oberstabsarzt Dr. Schilling, um mich auf privatem Wege behufs meiner Diensttauglichkeit untersuchen zu lassen: ich wollte so früh als möglich Gewißheit haben, schon meiner Schwester wegen.

Ich brachte mein Gesuch vor. Fortsetzung des tiefen Erstaunens in Berlin.

„Sie wollen als gemeiner Kürassier, als Dreijährig-Freiwilliger dienen?“ fragte mich Dr. Schilling in größter Verwunderung.

„Es ist mein fester Wille, Herr Doktor“, antwortete ich ihm.

Ich mußte ihm erzählen; und auch er konnte nicht unterlassen, auf das reinere, unblutige Gebiet der Humanität hinzuweisen. Ich setzte ihm auseinander, daß dieses Gebiet mein späterer Wirkungskreis sein werde; vorher aber müsse mein Herz ruhig sein und ich

das Bewußtsein haben: der ersten Pflicht gegen den Staat genügt zu haben. Mir sei meine Befreiung vom Militärdienst mit elenden zweihundert Gulden erkauft ein nagender Vorwurf. Immunität von dieser Last sei mir ein unerträglicher Gedanke. Ich schämte mich vor jedem Bauernjungen, der mir auf der Straße in Uniform begegnete. Er mahne mich, daß ich noch nicht der heiligsten Pflicht gegen das Vaterland genügt habe.

Ich entwickelte schließlich, wie es in der gegenwärtigen Ordnung der politischen Dinge, vom höchsten Standpunkte aus betrachtet, Humanität sei, als Soldat zu wirken; denn auf dem blutigen Schlachtfelde macht die Menschheit die größten Fortschritte, und da dürfe keiner, der gesunde Glieder habe, fehlen.

Er schüttelte den Kopf und schien betrübt. Daß er es mit keinem Wahnwitzigen zu tun habe, was er bestimmt am Anfang der Unterredung geglaubt hat, wußte er jetzt.

„Ach," sagte er, „Sie wissen nicht, welch' schwerem Dienst Sie entgegengehen und welcher Gesellschaft. Ich bedaure Sie. Könnten Sie wenigstens als Einjähriger dienen und als leichter Kavallerist."

Er wollte mich zuerst nicht untersuchen. Ich setzte ihm aber auseinander, wie wichtig für mich die baldigste Gewißheit über mein Schicksal sei, und er willigte ein.

Er untersuchte mich sehr gründlich und gewissenhaft, und ich glaubte es meiner Schwester schuldig zu sein, ihn auf einiges aufmerksam zu machen, woran ich von Zeit zu Zeit litt. (Lungenschmerzen und Neigung zu Brustaffektionen, namentlich in der linken Seite.) Namentlich nahm er es mit den Augen genau. Ich mußte ihm an sehr entfernten Gegenständen Kleinigkeiten nennen, die man kaum unterscheiden konnte. Er bewunderte meine Sehkraft. In der Tat habe ich, mit der Brille bewaffnet, schon oft Jäger und Schützen in Erstaunen gesetzt: ich sah, was sie nicht sehen konnten.

Als er fertig war, sagte er: „Ich werde Sie morgen nochmals dienstlich zu untersuchen haben. Ich werde alsdann erklären müssen, daß Sie für die schwere Kavallerie tauglich sind."

So war mein Los denn entschieden. Klar und deutlich hatte das Schicksal gesprochen.

An diesem Tage ging ich noch auf das Regimentsbureau und meldete mich vorschriftsmäßig. Der Regimentsschreiber Dohse und sein Gehilfe Oehlmann, die inzwischen meine Freunde geworden sind, empfingen mich sehr freundlich. Ich fragte, wann ich mich dem Oberst von Larisch vorstellen könnte, und wurde auf den anderen Morgen bestellt. —

Am 30. September, um 9 Uhr früh, ging ich wieder auf das Regimentsbureau und wurde sogleich zum Oberst geführt. Eine hohe Gestalt mit strengen, fast finsteren Gesichtszügen empfing mich. (In meinen Notizen steht:

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht
Wohl über die schönen Blaublümelein,
Sie sind verwelkt und verdorret.“

Doch das ist allzu subjektiv aufgefaßt. Das Ich hält sich naturgemäß für außerordentlich wichtig.) Er war kalt, aber sehr höflich. Er forderte mich auf, Platz zu nehmen. Vielleicht hatte er sich vorgestellt, einen Riesen ohne Brille zu sehen, aber kein Zug in seinem eisernen Gesicht verriet seine Gedanken. Ich fragte, ob die Brille kein Hindernis sei? Er antwortete:

„Nein! Es ist jetzt erst ein Kürassier losgekommen, der drei Jahre lang seinen Dienst mit der Brille versehen hat. Sie werden jedoch untersucht werden; vom Urteil des Arztes allein hängt Ihre Einstellung ab. Ich habe kein Bedenken.“

Dann fragte er mich, ob ich gleich oder am 10. November mit den anderen Rekruten eintreten wolle und ob ich irgendwelche Wünsche inbetreff einer Eskadron habe? Ich verneinte das letztere und bat, sofort eintreten zu dürfen.

Dann bemerkte er noch eigentümlich lächelnd:

„Sie werden sich für eine Wohnung sorgen und auch Ihr Vermögen angreifen müssen, denn von Ihrem Solde können Sie wohl nicht leben.“

Ich mußte lachen.

Schließlich sagte er: „Ich werde Sie morgen wissen lassen, welcher Eskadron ich Sie zugeteilt habe.“

Dieser Oberst von Larisch (jetzt ist er Generalmajor in Frankfurt a. d. Oder) war, wie ich später oft wahrzunehmen Gelegenheit

hatte, wegen seiner Strenge von den Offizieren gefürchtet und gehaßt von den Kürassieren. Die letzteren gaben ihm die saftigsten und gemeinsten Spitznamen. Ich bin nie in eine nähere Beziehung zu ihm getreten; aber ich habe diesen Mann wegen seines Wirkens achten gelernt und schätze ihn sehr hoch. Er hat, wie ich schon andeutete, ein schroffes, abstoßendes Wesen, keinen Zug von Liebenswürdigkeit. Er ist ein echter, rauher, strenger Soldat. Dagegen halte ich ihn für durch und durch gerecht, für einen Mann, der allen mit gleichem Maße mißt, allen mit gleichem Gewichte wiegt und vor dem kein Ansehen der Person gilt. Er war ferner ein sehr gewissenhafter und diensteifriger Oberst, unter dessen energischer Hand das Regiment zu jeder Zeit wie aus einem Gusse dastand. Einen tüchtigeren Reiter-Oberst hat im inneren Dienst die preußische Armee nie gehabt. Kein Wunder, daß er als solcher bei seinen Untergebenen, namentlich den urteilslosen Kürassieren, anstieß und diese ihn geradezu haßten und täglich hundertmal in den groteskesten Variationen verwünschten. Er verlangte unerbittlich, getrieben vom berühmten Reiter-General von Schmidt, die größte Kraftentfaltung von Mann und Pferd, und viele brachen unter der schrecklichen Last zusammen. Das ist sicher: in keinem Kavallerieregiment Deutschlands — und das heißt doch in der ganzen Armee — war der Dienst so schwer und anstrengend als im Magdeburgischen Kürassierregiment, solange der Oberst von L. kommandierte. Es war nach 1870 das Versuchsregiment, auf welchem General von Schmidt die Reorganisation der preußischen Kavallerie (Abschnitt V des Exerzier-Reglements für die Kavallerie) erdachte, und wer den quecksilbernen, jugendlichen Alten mit dem feurigen dunkelblauen Auge kannte (er ist 1875 gestorben), der wird wissen, was das für die armen Kürassiere bedeuten mußte.

Und in dieses Regiment, unter die wuchtige Faust des Oberst v. L., trat ich ohne Zagen. Ich wollte das Schwerste haben: es wurde mir zuteil, und meine Kraft ist nicht erlahmt. Ich habe die Feuerprobe bestanden und ein stahlharter, jeder Strapaze fähiger Körper ist mein Lohn für meine Geduld gewesen.

Notiz am 1. Oktober (Donnerstag). — Ich befinde mich in einem peinlichen Zustande, weil ich bis jetzt, zwei Uhr nachmittags, noch keinen Zettel von Oberst v. L. erhalten habe. Sollte ich ver-

gessen worden sein? Oder sollte wirklich wieder eine Analogie mit dem Leben des Heilands stattfinden? Am fünften werde ich dreiunddreißig Jahre alt und morgen ist Freitag, an welchem Tage er in demselben Alter für die Menschheit blutete. Soll mir an diesem Tage erst das moderne Kreuz aufgelegt werden? Ich würde daraus die herrliche Gewißheit schöpfen, daß ich eine große Mission erfülle (sie sieht wie eine Fortsetzung aus).

Es war auch ein Freitag, an dem mich Wallich beleidigte: der Geburtstag meiner glühenden Hingabe an das Allgemeine.

Und so kam es auch. Um vier Uhr ging ich wieder auf das Regimentsbureau und erkundigte mich. „Es ist alles geordnet“, sagte Dohse. Der Herr Oberst hat Sie der ersten Eskadron zugeteilt. Bitte, melden Sie sich bei derselben.“

Ich fragte nach dem Domizil des Wachtmeisters der ersten Eskadron und erkundigte mich zugleich nach einer Privatwohnung in der Nähe der Ställe. Der Hilfsschreiber Oehlmann, gleichfalls der ersten Eskadron zugehörig, meinte, oben im vierten Stock des Hauses, wo er wohne, sei ein Zimmer frei. Er bemerkte jedoch, vier Treppen seien für einen Kürassier sehr beschwerlich. Da sagte Dohse: „Aber Oehlmann, ist denn in Ihrem Quartier kein Bett frei? Niehoff ist doch ausgezogen.

Oehlmann lächelte verlegen. Wie er mir später gestand, hielt er sein Quartier „für einen so feinen Mann“ nicht passend. Ich drang in ihn und sagte: „Ach, das wäre mir sehr erwünscht, wenn ich mit Ihnen zusammenwohnen könnte.“ Er gab mir zögernd seine Adresse und ich ging.

Ich mietete auch sogleich das Quartier. — Welche trüben und seligen Tage habe ich darin erlebt! Mit welcher tiefen Wehmut und Sehnsucht denke ich an das kalte Loch zurück! Es bestand aus Stube und Kammer. Man geht am Ende des Torwegs (Harsleber Straße Nr. 12, Ww. Wolter) direkt in die Kammer, die fast dunkel ist. Aus dieser tritt man in das Zimmer, das zwei auf den Hof gehende Fenster hat. Kein Strahl der Sonne fällt, auch im Sommer nicht, hinein. Es enthielt ein Sofa, einen Tisch, drei Stühle, einen Spiegel und ein Schränkchen. In der Kammer standen zwei einfache Betten, ein Kleiderschrank, ein Waschtisch und ein Tischchen

zum Putzen der Waffen. An der Wand befand sich ein Gestell für Kürasse und Helme.

Wie wurde aber diese öde, dunkle, kalte Wohnung so freundlich, hell und warm durch die Freundschaft, die sich zwischen Oehlmann und mir entwickelte. Diese Waffenbrüderschaft und innige Verbindung in allem wird der Tod erst brechen.

Oehlmann ist der Sohn eines begüterten Bauern in Glindenberg, das in der fruchtbaren, reichen Umgebung Magdeburgs in der Böhrde liegt. Er zeigte früh eine rege Intelligenz, und der Pfarrer des Orts bestimmte den Vater, ihn in das Gymnasium zu Burg zu schicken. Leider nahm ihn der querköpfige Alte aus Tertia heraus und übergab ihn dem Gericht als Schreiber. Der Alte fürchtete die Kosten eines Studentenlebens und hat sich gründlich verrechnet; denn wäre Oehlmann im Gymnasium geblieben, so hätte er bei der Infanterie als Einjähriger dienen können oder gar als Pädagog nur sechs Wochen und würde mit einundzwanzig Jahren sein sicheres Brot gehabt haben. So aber hat er bis jetzt, wo er dreiundzwanzig Jahre alt ist, immer von seinem Vater unterhalten werden müssen. Er machte vor seiner späten Aushebung zu den Kürassieren sein Aktuar-Examen und wird nun preußischer Gerichts-Aktuar bis an sein seliges Ende sein, während er als Schulmann unzweifelhaft eine Berühmtheit geworden wäre.

Oehlmann ist dem Charakter nach eine kostbare Perle. Der blondgelockte, mittelgroße, starkknochige Bauernsohn trägt ein Herz in der Brust groß, warm und edel, das ihn über Millionen erhebt. Sein angeborener Takt spottet dem künstlichen der feinsten Erziehung und zieht jeden sofort an. Ich komme mir arm, unendlich arm neben ihm vor, doch sehe ich wohl hierbei durch den Nebel der Freundschaft, denn er behauptet, dasselbe Gefühl neben mir zu haben. Kurz, wir sind zwei gute Freunde und haben uns lieb.

Er besitzt ein Phlegma, das keine Beschreibung erschöpfen könnte. Zwei Züge desselben werden jedem die Entwerfung des ganzen Bildes ermöglichen. Nachdem wir ungefähr sechs Monate zusammen gelebt hatten, verlor er sein Taschenmesser. Für einen Soldaten ist ein solches soviel wert wie die rechte Hand. Am Abend des Tages, wo ihm das große Unglück begegnet war, wartet er in größter Seelenruhe ab, bis ich mein Abendbrot verzehrt habe und

bittet dann um mein Messer. Dabei sagte er, er wolle sich am anderen Tage ein neues Messer kaufen. Und so hat er während sechs weiterer Monate jeden Abend um mein Messer gebeten, jeden Abend versichernd, er wolle sich am anderen Tage ein neues kaufen. Ich verlor hundertmal die Geduld, drohte hundertmal, daß es die unwiderruflich letzte Darleihung sei und hundertmal besänftigte er mich mit der herzlichen Versicherung: „Lieber Philipp, morgen ganz unwiderruflich kaufe ich mir ein Messer.“

Der zweite Zug: Er rauchte jeden Abend aus einer langen Pfeife. Gleich am ersten Tage unseres Zusammenlebens löste sich der „Schwung“ ab und die Pfeife fiel auf die Erde. Er befestigte ihn und rauchte weiter. Da auf einmal hielt er wieder den Schwung im Munde, während plaff! die Pfeife zu Boden fiel. Unverdrossen drückt er wieder den Schwung in das Rohr und rauchte weiter. Als zum dritten Male die Pfeife aus dem Leime ging, murmelte er einen Fluch und schwur, sich am anderen Tage einen neuen Schwung zu kaufen. Und so hat er während 365 Tagen jeden Abend unverdrossen ein paarmal den Schwung in das Rohr gedrückt und dann geschworen, sich am anderen Tage einen neuen Schwung zu kaufen. Niemals aber hat er's getan. Wem fällt dabei nicht die köstliche Geschichte in Sternes Tristram Shandy von der quietschenden Türe ein, die jeden Tag geölt werden sollte und nie geölt worden ist?

Natürlich war morgens an Aufstehen nicht zu denken. Das göttliche Phlegma geizte mit den Sekunden und dann — ja dann — ja dann brannte es auf den Fingern und unter den Füßen, und unter den Füßen, und es war immer ein rasendes Anziehen, Frühstücken und Fortstürzen. Ich dagegen, der reine Gegensatz zu ihm, ein Melancholiker, der seine Zeit gut einteilte, schlürfte während seiner Hetzjagd behaglich meinen Kaffee und stach dabei mit allerlei spitzen Redensarten und Hohngelächter deratig in das dicke Fell seines Phlegmas, daß er wild wie ein Stier wurde und sich oft, berstend vor Wut mit geballten Händen und unfähig, zwei zusammenhängende Worte hervorzubringen, vor mich hinstellte. Ich lächelte ihn aber ruhig und schalkhaft an, was ihn erst recht den Kopf verlieren ließ. Tempi passati! Wie sind wir zusammen seelenvergnügt gewesen!

Als Zeichen, wie hoch ich diesen treuen Charakter, dieses gute Herz verehre, ja auch dafür, wie mild ich andere beurteile, führe ich an, daß seine unverhüllte Verachtung des Soldatenstandes und seine Erklärung, er verfluche den Augenblick, wo er Soldat hätte werden müssen, während er den Tag segnen würde, wann er wieder frei sei, und ich müsse verrückt gewesen sein, als ich freiwillig mich in das Hundeleben geworfen habe, nicht verhindern konnten, daß sich täglich das uns umschlingende Band enger knüpfte. Nie wohl hat einer den Rock des Königs widerwilliger, zorniger getragen als er. Er schwelgte schon, da er zweimal zurückgestellt worden war, in der süßen Hoffnung, man habe ihn vergessen, als er aus dem Himmel jäh gerissen und zu den Kürassieren angesetzt wurde. Von seinem Rekrutenjahr konnte er nicht sprechen, ohne daß sich seine Züge verzerrten und die Hände krampfhaft ballten. Seine Kameraden verhöhnten ihn, weil sich der Schreiber sehr ungeschickt zu allem anstellte, und die Unteroffiziere hatten fast alle einen Zahn auf den geistig Überlegenen. Ich frage: wer kann ein guter Reiter werden, der nicht Liebe zum Reiten hat? Ich frage ferner: wer kann als Schreiber mit Seelenruhe einen Stall ausmisten und 20—30 Eimer aus ziemlicher Entfernung herbeitragen, der nicht über dieser Arbeit gleichsam schwebt und das Auge trunken an ein Ideal angesaugt hält? Wie mußten alle diese Arbeiten auf dem Jüngling lasten, der zwar ein Bauernsohn war, aber bäuerliche Beschäftigung nie geübt hatte! Dabei wurde er, wie er erzählte, empörend roh behandelt. Einem plumpen Ochsenknecht schadet es nichts, wenn er einmal einen kräftigen Stoß in die Rippen oder einen derben Schlag mit der Säbelklinge erhält. Dieses Urteil fußt auf ganz konkreten Erfahrungen. Wer der Armee fern steht, der nimmt solchen allerdings rohen, aber oft geradezu notwendigen Handlungen gegenüber einen ganz falschen Standpunkt ein. Man kennt nicht die verbissenen, boshaften und dickfelligen Kerle, die sich im Heer befinden. Mit Güte ist bei diesen nicht das geringste auszurichten, während bei den Inspektionen vom Vorgesetzten unerbittlich verlangt wird, daß er seine Untergebenen auf eine ganz bestimmte Höhe von Leistungen gebracht hat. Da bewirkt eine kräftige Aufstachelung des störrigen Individuums oft Wunder. Die Liebe zur Sache fehlt geradezu bei

99 Prozent der Soldaten, weil das Verständnis für ihren Beruf fehlt. Ich habe geglaubt, in Preußen wenigstens, wo im Volke die Erinnerung an die Schmach der französischen Unterjochung einerseits und andererseits die Erinnerung an die glorreichen Befreiungskriege so frisch noch lebt und die allgemeine Wehrpflicht nun bald seit acht Dezennien eingebürgert ist, sowohl das Verständnis für die Notwendigkeit des Militärdienstes als Liebe zur Sache vorzufinden, und ich bin gleich in den ersten Tagen vollständig enttäuscht worden. Da war auch nicht einer, der nicht grollend seinen Dienst versehen hätte. Hätte unser Rittmeister einmal zu seiner Schwadron gesagt: „Wer für sein Vaterland kämpfen will, der bleibe; die anderen können gehen“ — so wäre ich der einzige gewesen, der mit den Offizieren und den beiden Wachtmeistern geblieben wäre!

Auch ich habe in der einsamen Studierstube und im Salon an Sentimentalität inbetreff der Behandlung der Soldaten gekrankt; als Soldat selbst aber in unmittelbarer Berührung mit der pulsierenden Wirklichkeit bin ich gesundet; und wärmer als mein Herz für den Nächsten schlägt, kann kein anderes schlagen. Man muß den Geist frei vom Nebel der einsamen Grübelei halten, wenn man das reale Leben und seine notwendigen Gestaltungen richtig beurteilen will: man muß immer große Gesichtspunkte für große Institutionen wählen, sonst wird man ein Pedant und ein lächerlicher Doktrinär, der aus dem Dachfensterchen der Welt Gesetze vorschreiben will.

Also einem dickfelligen Kerl kann ein Puff zur rechten Zeit nichts schaden; aber meinem Oehlmann! Ja, das war Urteilslosigkeit des Unteroffiziers. Wäre ich der Unteroffizier gewesen, so hätte ich nach den drei ersten Worten mit dem Rekruten Oehlmann gewußt, daß bei diesem ein einziges ernstes, tadelndes Wort mehr bewirkt als tausend Hiebe über den Rücken oder auf die Waden. So wurde er denn in Anbetracht seiner Individualität im wahren Sinn des Worts malträtiert. Einmal sogar drückte ihn ein Sergeant — ich will den Elenden nicht nennen — an die Krippe und schlug ihn mit seiner ganzen riesigen Kraft. Damals wurde das Phlegma glühend wie rotes Eisen und sprühte Funken nach allen Seiten. Wohl wissend, daß er seine Lage nur verschlimmere, ging

er doch und verklagte den Besinnungslosen. Er blieb fest allen Einreden des Wachtmeisters gegenüber (die Kameraden hetzten natürlich und sorgten dafür, daß das weißglühende Phlegma nicht erkaltete), und die Sache mußte dem Rittmeister gemeldet werden. Dieser — der edle Graf Hue de Grais, ein Edelmann in des Wortes schöner Bedeutung — beklagte zornig den Vorfall, aber da der richtige Grundsatz in ihm lebte, diejenige Schwadron sei wie das Weib, die beste, von der man am wenigsten spräche, bat er Oehlmann ihm zuliebe die Angelegenheit fallen zu lassen. Er wolle ihm jede sonstige Satisfaktion, die er wünsche, geben. Oehlmann konnte nicht widerstehen und gab nach. Der Sergeant mußte ihm Abbitte tun, und Oehlmann wurde in einen anderen Beritt versetzt. Angerührt hat den Freund natürlich kein Unteroffizier mehr; aber der esprit de corps war aufgereizt, und wer weiß, wie ein Unteroffizier einen Soldaten peinigen kann, ohne dadurch mit dem Strafgesetz in die leiseste Berührung zu kommen, der wird verstehen, wenn ich sage: nun wurde Oehlmanns Hölle unerträglich heiß. Auf einiges aus der Gewalt der Unteroffiziere will ich hier doch aufmerksam machen. Bei jeder Eskadron gibt es sogenannte Strafpferde, erbärmliche störrige Böcke oder solche, die ein so hohes Tempo haben, daß man sich kaum im Sattel, geschweige auf Decke erhalten kann, oder solche, die bei der leisesten Anstrengung gleich über und über mit Schweiß bedeckt sind, oder ganz verrittene Schindmähren, oder bekannte Durchbrenner, oder scheue Kanaillen. Der Wachtmeister braucht also nur mit süßester Stimme zu sagen: „Küraſſier X., Sie reiten von heute ab die schöne Lady, oder den prächtigen Orion usw., Sie sind ein guter Reiter und eines solchen edlen Tieres würdig“ — und der Ärmste ist für die ganze Zeit seines Dienstes furchtbar gestraft. Wie mancher ließe sich gern täglich zehn Hiebe auf den eigenen Rücken geben, wenn er sein Jammervieh dadurch loswerden könnte. —

Oder der Berittführer sagt mit dem gewinnendsten Lächeln: „Lieber X., kommen Sie doch heute abend zu mir, Sie können mir meine Sporen und Degenscheide polieren, meinen Helm und Küraß abwienern“ — da hat der Unglückliche für vier volle Stunden Arbeit. — Oder der Unteroffizier kann ihm zwei, drei, ja vier Wochen lang Karren du jour, Wassereimer du jour geben, d. h.

ihn allen Mist des Beritts allein wegfahren, alles Wasser für den Beritt allein für die angegebene Zeit holen lassen. Oder er findet dies, er findet jenes am Pferd, am Zaum und Sattelzeug, an der Uniform, an den Waffen nicht in Ordnung; er meldet und der Delinquent muß Nachexerzieren, Strafwachen tun, ja er muß bei Wiederholung in den Kasten marschieren usw., usw. Darum sind auch alle Mißhandlungen auf Übereilung, auf Wuthitze der Vorgesetzten zurückzuführen, und nach jedem Eclat werfen dem hereingefallenen Unteroffizier seine Kollegen stereotyp vor: „Schafskopf, warum hast du den X. oder Y. nicht auf andere Weise gebisackt?!"

Oehlmann wurde schon während seines Rekrutenjahres oft wegen seiner schönen sorgfältigen Handschrift und seines offenen Kopfes als Schreiber verwandt und kam nach dem ersten Manöver auf das Regimentsbureau. Nun war er glücklich und schimpfte mit Behagen aus sicherer Entfernung aufs Reiten und allen praktischen Dienst in der Schwadron. So fand ich ihn: er hatte noch zwei, ich drei Jahre zu dienen. — —

Vom Regimentsbureau ging ich zu Doktor Schilling und ließ mir das Ergebnis der Untersuchung offiziell bescheinigen. Doktor Schilling drückte mir die Hand und sagte mit einem Anflug von Wehmut: „Ich wünsche von Herzen, daß Sie Ihren Schritt nie bereuen."

Dann suchte ich den Wachtmeister Seding der I. Eskadron auf. Er musterte mich sehr geringschätzend und fragte mich, warum ich mich nicht schon am Morgen gemeldet hätte? Ich erklärte ihm die Verzögerung, und er fragte mich ungläubig:

„Was, der Herr Oberst wollte Ihnen schreiben?"

„Ja."

„Nun gut. Heute ist es schon zu spät, um Sie einkleiden zu lassen. Gestellen Sie sich morgen früh um neun Uhr."

Er entließ mich mit einem spöttischen Zug um die Lippen. Wie ich später hörte, sagte er zum Regimentsschreiber, als ihm dieser mitteilte, er erhalte einen 33jährigen Freiwilligen:

„Na, das wird ein Schöner sein, der wird schon alle Schulen durchgemacht haben", und wie er mir selbst einmal bekannte, glaubte er, ich hielte den Dienst keine drei Tage aus und würde desertieren!

Der vortreffliche Mann! Wie sind wir uns gleich nach den ersten Tagen nähergetreten, welche köstlichen Augenblicke habe ich in seiner Familie verlebt, von der mir der Abschied nicht leicht geworden, wie verehre ich den tüchtigen Mann und mit welcher Liebe hängt er an mir! —

Ich ließ hierauf meinen Koffer aus dem Hotel ins Quartier tragen und saß von sechs bis sieben Uhr ohne Licht in meiner Bude allein. Ich ließ die Eindrücke des Tages aufleben, und ich muß gestehen, daß mich etwas wie Verzagtheit ergriff. Ich biß die Zähne aufeinander und gelobte mir Ausdauer, bis ich zusammenbräche.

Um sieben Uhr kam Oehlmann. Er zündete die Lampe an und wir plauderten miteinander. Ich bat ihn, mich als Kamerad Du anzureden, und mit einem warmen Händedruck schlossen wir Brüderschaft. Ich fühlte mich sofort zu ihm hingezogen. Er gab mir dann, oft in Verlegenheit fallend, mehrere gute Winke für mein Verhalten gegen Vorgesetzte und Kameraden.

„Es soll mich wundern," sagte er, „wenn du nicht den Mut verlierst. Es sind lauter Ochsen- und Pferdeknechte, die rohsten Gesellen, und hie und da nur stößt man auf einen Schmied oder Fleischer. Leute, die einigermaßen Bildung haben, wie Schreiber, Kaufleute u. a., sind so rar bei den Kürassieren wie Hunderttalerscheine bei den Bettlern. Warum bist du nicht bei den 10. Husaren oder bei den 7. Dragonern eingetreten? Da hättest du wenigstens gewanderte Schuster und Schneider gehabt. Zu Kürassieren kann man nur die kräftigsten Burschen nehmen, und das sind eben Ochsen- und Pferdeknechte. Ach, was wirst du von ihnen ausstehen müssen. Mir schaudert!"

„Sei nur ruhig," antwortete ich, „es wird schon gehen, es muß gehen."

„Und nun der Dienst! Du hältst ihn nicht aus, gewiß nicht. Zeig mir einmal deine Hände. O Gott, wie werden die in vierzehn Tagen aussehen, wenn du nicht inzwischen ausgekniffen sein wirst."

Ich mußte hell auflachen.

„Vergiß nur nicht," fuhr er fort, „gleich zu allen Ochsenknechten ‚Du' zu sagen. Sie würden dich die Anrede mit Sie furchtbar entgelten lassen. Ich kenne die Unwürdigen."

Er verschwand auf einen Augenblick und kehrte dann in voller Rüstung, mit Helm, Küraß und Degen zurück.

„So wirst du in einigen Wochen aussehen und wirst stöhnen und schwitzen. Armer Schelm,“ fuhr er wehmütig fort, „du warst von Sinnen, als du in dieses Joch ohne zu müssen gekrochen bist.“

Ich zog seinen Koller an und bewaffnete mich. Der Koller schnürte mir Hals und Leib entsetzlich ein und die Waffen (Küraß etwa 25 Pfd. schwer, Helm 8 Pfd., Degen 10—12 Pfd.) drückten mich gehörig. Ich fragte, ob mir der Koller am Hals nicht zu eng wäre? Er fuhr mit den Fingern zwischen Kragen und Hals und lachte.

„Der ist noch viel zu weit für dich. Man muß und wird dir einen engeren geben. Auch um den Leib ist der Koller zu weit, und das Degenkoppel ist nicht eng genug geschnallt.“

Da fiel mir das Herz in die Schuhe. Das waren schöne Aussichten! —

Wir gingen hierauf in das gegenüberliegende Wirtshaus zum schwarzen Adler, wo wir mehrere Kameraden trafen, bessere Bekannte und Freunde Oehlmanns, die auch später alle intim mit mir wurden. Es waren die einzigen Gebildeten der Schwadron, drei hübsche Soldaten: Dietrich (Gutsverwalter), der Paroleschreiber der Eskadron; Steinecke (Gutsverwalter), Schreiber beim Zahlmeister; Niehoff (Gutsbesitzer), Kürassier. Sie erstaunten, als ich ihnen vorgestellt wurde, und bejammerten mich unisono. Nun fing es doch in dieser Atmosphäre in meinem Kopf zu schwirren an. Ich klammerte mich wild an alles Felsenfeste in mir, um nicht zu versinken. Es war weder für mich noch für die Kameraden ein heiterer Abend.

Der Morgen des 2. Oktober (ein Freitag) brach an und nun entspann sich folgende komische Szene mit entsprechendem Dialog zwischen Oehlmann und mir:

Oehlmann: „Kannst du Stiefel wichsen?“

Ich: (verlegen) „Ich glaube.“

Oehlmann: „Laß sehen.“

(Ich ergreife beherzt einen Stiefel, lege Wichse auf und will gleich mit der Glanzbürste losfahren.)

Oehlmann (mir den Stiefel aus der Hand reißend): „Heiliger Gott! was willst du machen? — — Gerechter Himmel! Der Mensch will Kürassier werden und kann noch nicht einmal Stiefel wichsen. Gib her. — Erst die Auftragbürste, so. — Dann die Glanzbürste, so. — So. — Na, das wird was Schönes geben.“

Ich (empfindlich): „Jawohl, das wird was Schönes geben. Hast du Pferde putzen können, als du eingetreten bist?“

Oehlmann: „Hm, es ging.“

Ich: „Es ging nicht. Hast du misten können?“

Oehlmann: „Es ging.“

Ich: „Es ging nicht. Ich aber verstehe beides, beides aus dem Effeff.

Oehlmann (ungläubig lächelnd): „Du?? Rede man nicht, Männeken. Das glaube dir wer will; ich nicht. Sonderbarer Schwärmer!“ — — —

Ich ging auf den Hof der I. Eskadron und stellte mich an ein Stalltor. Nach kurzer Zeit trat der Wachtmeister und Rittmeister Graf Hue de Grais zu mir, nachdem mich letzterer aus der Ferne gemustert hatte.

„Wieviel wiegen Sie?“ fragte mich der Graf.

„Ich glaube 130—140 Pfund. Ich kann es genau nicht sagen, da ich mich vor längerer Zeit habe wiegen lassen.“

Sie gingen fort und ließen mich allein. Später kam der Wachtmeister, diesmal mit dem Leutnant Graf zu Lippe, zurück, und wir unterhielten uns ein bißchen. Graf Lippe wunderte sich unverholen über meinen Schritt und meinte unter anderem: „Wie wird es denn einmal mit Ihrer Reserve- und Landwehrpflicht werden? Ist denn darüber schon etwas bestimmt worden?“

Ich verneinte und sagte, es verstünde sich wohl von selbst, daß ich wie alle anderen vier Jahre in der Reserve und fünf Jahre Landwehrmann sein müßte. Graf Lippe fand sich nicht zurecht und ließ ungeduldig die harte Nuß fallen. Da möge der Teufel in diesen exzeptionellen Fall fahren, auf den kein Paragraph der Verordnungen paßt.

„O,“ meinte der Wachtmeister, „1870 hatten wir auch so ein altes Kerlchen. Es ließ sich ganz gut an und wurde mit 38 Jahren Gefreiter.“

Er sah mich mit herablassendem Wohlwollen dabei an. Dann fuhr er fort:

„Der Quartiermeister ist schon wieder weggegangen. Gehen Sie doch um elf Uhr auf die Kammer und lassen Sie sich Ihre Sachen geben. Um drei Uhr ist Appell. Da stellen Sie sich in Uniform.“

Ich ging, und es überrieselte mich kalt, ich erbebte im Innersten der Seele, als ich zufällig vernahm, daß der Hof der I. Escadron zum Heiligen-Geist-Hospital gehörte. Über dem großen und hohen Hoftor breitet eine aus Stein gehauene Taube ihre Flügel aus.

Welches Zusammentreffen! Der heilige Geist, die Bewegung der dynamisch zusammenhängenden Welt, das Schicksal ist der Grundkern meiner Lehre, und unter die Flügel der Taube mußte ich treten, ohne daß ich irgendetwas davon wußte und durch eine willkürliche Bestimmung des Obersten von Larisch, der sich doch von ganz anderen Motiven leiten ließ, als er mich der I. Eskadron zuteilte! Wie das Herz in mir erglühte nach dem kalten Überrieseln in den Nerven! —

Als ich um elf Uhr auf die Kammer kam, war der Quatiermeister noch nicht da. Ich schlenderte durch die Gassen, und auf dem Platz der Realschule fiel mein Blick auf eine Tafel, die über der Türe eines alten Hauses angebracht ist. Sie trägt die Inschrift:

Ich werde euch tragen bis ins hohe Alter
und bis ihr grau werdet, spricht der Herr.

Wie das alles auf mich wirken mußte! Ich kam aus den kalten Überläufen gar nicht mehr heraus und geriet in die seltsamste Stimmung.

Ich ging zurück und traf den Quartiermeister. Die Zivilkleider fielen, und nach fünfzehn Minuten war aus dem Philosophen ein ganz schmucker Kürassier geworden, in Reitstiefeln mit Sporen, weißen Reithosen, weißem Koller, und mit Helm und Degen bewaffnet. Natürlich lauter altes Zeug. Die Stiefel mit dicken Nägeln beschlagen, zeigten bedenkliche Öffnungen an der Seite, der Rock war sehr fadenscheinig, und in der Mütze war dicke Pomadenschmiere.

„Sie müssen sie auswaschen“, sagte der Quartiermeister tröstend. Als er mir einen Reitermantel hinreichte, konnte ich doch nicht umhin, halb vorwurfsvoll, halb entsetzt zu bemerken:

„Aber Quartiermeister!? — —

> Schier dreißig (!) Jahre ist er alt,
> Hat manchen Sturm erlebt!

Lachend erwiderte der Gewaltige, mit dem ich später auch sehr intim wurde:

> Und mögen Sie dich verspotten,
> Du bleibst mir teuer doch;
> Denn wo die Fetzen herunterhangen
> Sind die Kugeln hindurchgegangen,
> Jede Kugel, die machte ein Loch.

Dabei sah er den alten Lumpen mit rührender Zärtlichkeit an. „Sie müssen stolz sein,“ setzte er spöttisch hinzu, „einen Mantel tragen zu können, der bei Mars-la-Tour am höchsten Ehrentag des Regiments gewesen ist. Fort! Fort! Keine Faxen gemacht. Ich habe keine Zeit. Ich bin schon viel zu splendid gegen Sie gewesen. Sehen Sie nur Ihre Kameraden an. Ich werde eine schöne Nase vom Zahlmeister erhalten, wenn er Ihre elegante Montur sieht.“

Seufzend nahm ich den Mantel und streckte dem Zornigen die klaffende Öffnung meines Stiefels als stumme Bitte entgegen.

„Wollen Sie jetzt machen, daß Sie fortkommen?“ rief er in komischer Wut und schob mich an die Türe. Ich resignierte und drückte das sich aufbäumende Herz zurück.

Ich verzichtete großmütig auf Hemd, Unterhosen und kurze Stiefeln und trat meinen Dornenweg nach Hause an. Ich suchte eine Droschke, aber vergeblich; auch nirgends ein Dienstmann oder Lastträger zu entdecken. „Es muß sein!“ sprach ich zu mir und beherzte mich. Mir war genau so zu Mute wie Buddha nach Spence Hardys Erzählung, als er, der verwöhnte Königssohn, zum erstenmal den erbettelten schmutzigen Reis essen sollte. Aber er aß ihn, und ich g i n g, indem ich mich tröstete und aufrichtete, wie er sich getröstet und aufgerichtet hat.

Der Weg war lang, und ich bot ohne Zweifel ein ganz schauerliches Bild dar. Ich war wie ein Esel bepackt. Auf dem linken Arm hing der Nachmittagskoller und die blaue Tuchhose; auf dem rechten der Mantel, mein Zivilrock, meine Zivilhosen und meine Weste. In der linken Hand hielt ich meine eigenen Stiefel und eine Kürassiermütze; in der rechten meinen Hut, zwei Blechdosen und

zwei Bürsten. Dabei stieß ich mir alle paar Minuten die Sporen in die Stiefel; der lange Pallasch geriet mir oft zwischen die Beine, der Stahlhelm schwankte auf dem Kopfe, und glühend lag die Sonne auf mir. (Der Herbst 1874 war wie ein Sommer.)

In Schweiß gebadet, von der Sonne geblendet, mit erhitztem Gesicht, fast erstickend in der ungewohnten engen Uniform, ging ich den „hohen Weg“ hinauf: ein Bild des Jammers. Diesmal bildete ich mir nicht ein, daß ich Aufsehen erregte. Diesmal sahen mich wirklich alle, die mir begegneten, bald verwundert, bald spöttisch, bald traurig an. „Da muß wieder ein armer Schreiber Soldat sein“, sagte ein altes Mütterchen und schlug die Hände zusammen. (Meine Brille veranlaßte sie wohl, mich für einen Schreiber zu halten.) Fast alle sahen wegen meiner Brille auf die Achselklappen und suchten vergeblich die schwarzweißen Schnüre des Einjährigen. Sie konnten goldene Brille und gemeinen Kürassier nicht zusammenreimen.

Ich lief Spießruten. Aber auch dies ging vorüber wie alles in der Welt. Tout se casse, se lasse, passe! Ich sank endlich erschöpft auf mein Sofa.

Als Oehlmann kam, ließ er sich die Sachen zeigen und — ich konnte es gar nicht fassen! (jetzt begreife ich es) — er lobte den Quartiermeister und sagte: „Gucke doch, der muß dich in sein Herz geschlossen haben, wenn du ihn nicht mit goldener Hand begrüßt hast.“ Nur bei den Stiefeln schüttelte er bedenklich den Kopf.

Oehlmann nahm den Nachmittagskoller und kollerte ihn flüchtig auf dem Hofe mit Kreide. Dann wurden die Hosen ein bißchen an den Beinen gekreidet, die Stiefel gewichst und die Sporen mit Sand rostrein geputzt. Ich sah sehr aufmerksam zu, während Oehlmann von Zeit zu Zeit gutmütig-spöttisch rief: „Paß auf, dämlicher Rekrut! Ich zeig' es dir nicht noch einmal.“

Um drei Uhr erschien ich beim Appell und stellte mich als Letzter auf den linken Flügel. Als der Appell vorbei war, sagte Wachtmeister Seding zu Wachtmeister Buchholz, dem Rekruten-Hauptlehrer:

„Da übergebe ich Ihnen einen Freiwilligen zur Dressur. Wir haben dem die Lucia ausgesucht. Sie ist nicht groß und mag er sich mit ihr herumquälen.“

Buchholz lächelte verständnisinnig. Dann forderte mich Seding auf mit ihm zu gehen und führte mich mit dem Bemerken zu Unteroffizier Strube, daß dieser mein Berittchef sei. Ich ging dann mit Strube zu meiner Lucia.

Auf dem Weg dahin wurde ich von allen Seiten neugierig gemustert und hörte manche unliebsame Bemerkung hinter meinem Rücken. Ich aber dachte an den Spruch:

„Laß deine Augen straks vor sich sehen.
Wanke weder zur Rechten noch zur Linken."

und biß die Zähne aufeinander.

Wir kamen bei der Lucia an. Sie ist eine hübsche, aber schon steife und durch und durch verrittene Rappstute, ein früheres Trompeterpferd, womit alles gesagt ist. Sie offenbarte mir im Verlauf meiner sorgsamen Pflege einen heimtückischen, boshaften, undankbaren Charakter. Sie war wie ein launenhaftes Weib, und auch damit ist alles gesagt. Ich habe sie sechs Monate täglich geritten und sie hat mir viel Mühe und Arbeit gemacht und mir manchen Seufzer ausgepreßt. Aber dafür hat sie auch oft genug die scharfen Eisen in ihrem kitzlichen Bauch gespürt. Ich zahlte ihr alle Tücken heim und oft genug mit Wucherzinsen. Und doch! es ist zu wunderbar, wie man sich an ein Tier, das man so pflegen muß wie ein Kavallerist sein Pferd, gewöhnen und es lieb gewinnen kann. Die Stute wurde mir offenbar gegeben, um meine Lust am Soldatenstande gehörig zu dämpfen. Mehrmals bot mir der Wachtmeister später einen Tausch an, aber ich konnte mich von der schwarzen Bestie nicht trennen. Erst als wir auf dem Brachfeld ritten, sah ich doch ein, daß ich zu einem rechten Vergnügen nicht mit ihr kommen könne und nahm nach mehrfachen Versuchen mit einer „Ursula", einem „Scherz", „Nero" und anderen hübschen Tieren den treuen dankbaren „Saphir", eine Mannesseele voll rührender Anhänglichkeit, wovon später. —

„Das ist also Ihr Pferd", sagte Unteroffizier Strube. „Können Sie ein Pferd putzen?"

„Ja."

„Wir werden sehen. Morgen früh um dreiviertel fünf Uhr, keine Minute zu spät im Stall; Drellanzug und Schürze."

Und nun begann die Dressur.

„Wenn Sie morgens zu Ihrem Pferde kommen, untersuchen Sie es von vorn bis hinten. Finden Sie eine Verletzung oder Anschwellung, kurz irgendetwas Ungewöhnliches, so melden Sie es mir sofort. Jetzt tragen Sie das Wasserfaß voll.“

Ich gehorchte. Er war sechsundzwanzig Jahre alt, ich dreiunddreißig. Tu l'as voulu, George Daudin. Ich suchte den Wassereimer und ging an den Brunnen.

Aus dem oberen Stock des Wachtmeisterhauses, das in der Mitte des Hofs zwischen Vorhof und offener Reitbahn ganz freisteht, sahen die kleinen Töchter des Oberroßarztes Hahn heraus, kicherten und deuteten mit den Fingern auf den Kürassier mit der Brille und in der blauen Schürze, der etwas schwankte, wenn er die beiden großen vollen Wassereimer trug.

Und wieder rief es in mir:

„Laß deine Augen straks vor sich sehen;
Wanke weder zur Rechten, noch zur Linken.“

während ich ein paar ungeborene Tränen hinunterschluckte. „Du hast Knechtsgestalt angenommen wie ein Größerer als du bist. Sei standhaft.“ Und die Engel fehlten nicht, die mir dienten. Wie eine Taube mit ausgebreiteten schützenden Flügeln schwebte der Erlösungsgedanke über meiner Seele, und während ich das Wasser trug, verlor sich das geistige Auge in goldene Fernen voll Ruhe und Friedens.

And Buddha thought: Were J to endanger the reception of the Buddhaship, how could the varions orders of being be released from the sorrows of existence?

(Und Buddha dachte: Wankst du, wie sollen die verschiedenen Arten lebender Wesen von der Pein des Daseins befreit werden?)

Und so habe ich alles Bittere, allen Wermut meines neuen Wirkungskreises ertragen, immer schwebend erhalten über der niedrigen Beschäftigung durch den seligen Blick auf mein Ziel, den lichtvollen Gipfel inmitten dunkler Nacht, bis der schäumende Becher der freien Lust, die im Reiterleben liegt, an meine Lippen kam. —

Hier eine ästhetisch-ethische Bemerkung im Vorübergehen. Schopenhauer sagt:

„Alle Dinge sind herrlich zu sehn, aber schrecklich zu sein.“

Und:

Alles ist nur so lange schön, als es uns nicht angeht.
Das Leben ist nie schön, sondern nur die Bilder des Lebens sind es.

Sehr richtig, obgleich einseitig. Wie oft hört man die Sentimentalen in der Schweiz und in Tirol ausrufen: „Ach, wie herrlich muß es sein, ein Senn oder eine Sennerin zu sein!“ Wie hüpfen die Herzen der Buben, wenn sie Soldaten sehen, wie stehen sie nur unter dem Zauber des Bildes, befreit von den Qualen des Seins. Wie selten singen die Jäger selbst:

Grillisieren, phantasieren,
Muß aus meinem Kopf marschieren,
Wo man blast, Trara blast,
In dem Waldpalast:
Und ich sag', es bleibt dabei,
Lustig ist die Jägerei,
So im Wald
Sich aufhalt,
Bis das Herz erkalt't.

Wie selten singt der Soldat selbst aus überzeugter Brust:

O, welche Lust Soldat zu sein!

Sie haben eben das Leid und die Qualen ihres Standes auszustehen, die in dessen Bild, in dessen Spiegelung getilgt sind. Ich werde das müde, gleichgültige Abwehren der in Berlin 1871 einziehenden Soldaten gegen das sie umbrausende Hurrah und die Worte eines Landwehrmanns, die er mit abwinkender Handbewegung begleitete: „Ach, laßt man gut sein — es ist ja gut, es ist ja schon gut!“ — nie vergessen. Sie empfanden nur die Plage ihres glorreichen Daseins: die Folgen des beinahe sechsstündigen Wartens auf dem Tempelhofer Feld in glühendster Sommerhitze und dann des staubigen Marsches.

Soll man als Soldat, im engen Rock, mit dem gepackten Tornister, im schweren Küraß und Helm, die Poesie des Soldatenlebens rein empfinden, so muß man eben, als sähe man nur das

Bild davon, über der Sache selbst schweben, und dieses Emporheben in einen reinen Äther, wo die Last nicht mehr empfunden wird, kann nur ein Ideal bewerkstelligen: es sei dies nun ein Ziel des Ehrgeizes oder ein eminent moralisches Ziel. Dann badet man wonnig in der allein empfundenen Lust. Man muß frei die Sache als Mittel gewählt haben: nur so versinkt man nicht in dem dickflüssigen zähen Schlamm, den das Bewußtsein des Zwangs erzeugt, nur so kann man objektiv gestimmt und kontemplativ werden, nur so kann man sich von der Qual befreien, ein Ding zu sein.

Dies ist nun bei mir der Fall gewesen. Ich behaupte kühn, daß noch kein Soldat, solange es Soldaten gibt, so rein die Lust, die ganze Poesie, die im Reiterleben liegt, genossen hat wie ich, weil ich mir erstens immer sagen konnte: „Du hast es ohne äußeren Zwang gewählt“ und weil ich ferner durch den Blick auf meine lichte Höhe sofort empfindungslos gegen die Nadelstiche und kleinen Armseligkeiten des täglichen Einerleis wurde. Das ist der Segen, der jedem zuteil wird, der der Welt entsagt. Auf seiner Tafel stehen nur die köstlichen freien und reinen Genüsse des Lebens. —

Nachdem ich das Faß voll mit Wasser getragen hatte, kam der Wachtmeister zu mir und sagte:

„Sie werden, bis die Rekruten kommen, leichten Dienst und viel freie Zeit haben. Sie können sich deshalb nützlich auf meinem Bureau beschäftigen und den Paroleschreiber unterstützen.“

Hierdurch wurde ohne mein Zutun eine Wand zwischen mir und den Kameraden gezogen, die manchen Pfeil abhielt und zugleich der Grund zu den angenehmsten Beziehungen zum Wachtmeister gelegt.

Ich trug auf dem Bureau zunächst das Parolebuch bei, d. h. das Buch, in welchem der täglich erlassene Regimentsbefehl eingeschrieben wird. Die Arbeit war für mich nicht langweilig, namentlich als die Reihe an die Befehle aus dem Manöver bei Pitzpuhl von 1874 kam. Dieses Manöver war nämlich kein Manöver mit gemischten Waffen, sondern ein reines Kavalleriemanöver. General von Schmidt zeigte seine neuen genialen Ideen an der 7. Kavallerie-Brigade, welche die einzige in Deutschland ist, die vier Regimenter hat (Magdeb. Kürassier-Regiment Nr. 7, Magdeb. Husaren-Regi-

ment Nr. 10, Westfälisches Dragoner-Regiment Nr. 7, Altmärkisches Ulanen-Regiment Nr. 16) vor dem Kaiser, dem Kronprinzen, Prinzen Karl und Moltke. Die Artillerie war nur markiert, die Infanterie sehr schwach vertreten. Das war hochinteressant für mich. Zugleich stellte sich mein Verhältnis zum Paroleschreiber Dietrich fest, das völlig ungetrübt bis zum Ende blieb. Niemand in der Schwadron konnte Dietrich leiden. Er war hochfahrend und rücksichtslos. Namentlich hatte Oehlmann mit Recht einen Zahn auf ihn; denn der geduldige Phlegmatiker hatte schwere Insulten des Gefreiten (!) hinunterschlucken müssen. Dietrich ahnte sogleich rein instinktiv, daß er mir, dem reifen Manne, keine Ungezogenheit bieten dürfe und war, wie gesagt, höflich und rücksichtsvoll vom ersten Augenblick an. Dafür habe ich ihn auch, wo ich konnte, redlich unterstützt und ihm viel Arbeit abgenommen.

Am 3. Oktober begann nun für mich der Rekrutendienst, und ich blicke mit besonderer Freude auf diesen Oktober 1874 zurück, dessen Tage alle blau und wolkenlos waren und mir gestatteten, im Drellanzug nachmittags zu exerzieren.

Hier muß ich auch noch eine andere Gunst des Schicksals hervorheben. Die I. Eskadron war die einzige im Jahre 1874/75, die keinen Einjährigen hatte. Wären ein oder mehrere Einjährige dagewesen, so würde meine Stellung neben ihnen eine recht schiefe geworden sein. Ich würde auch mancherlei Ablenkung erfahren haben, was meine Lebensweise wesentlich verändert und mich in Konflikt mit meinen Mitteln gebracht haben würde.

Ich war beim Exerzieren mit Wachtmeister Buchholz immer ganz allein, und das war sehr schön.

So stand ich denn am 3. Oktober morgens vier Uhr auf. Ich hatte sehr unruhig geschlafen, weil ich nicht verschlafen wollte, und war viermal in der Nacht aus dem Bett gesprungen, um zu sehen, wieviel Uhr es sei. Es ist ein großer Nachteil der Bürgerquartiere, daß der Soldat in ihnen nicht regelmäßig geweckt werden kann. In der Kaserne kommt keiner zu spät in den Stall und große Unannehmlichkeiten bleiben dadurch Kasernierten erspart. Besonders den Rekruten geht es in dieser Hinsicht im Anfang sehr schlimm. Ein alter Soldat schnallt einfach einen Sattelriemen ab und zieht den Ärmsten, den nach seinem schweren Dienst am Tage ein Ka-

nonenschuß, an seinem Bette abgefeuert, nicht wecken würde, aus den Federn. Dann wird er wirklich (sans phrase) bis in den Stall gepeitscht. So oft ich konnte, habe ich mich später ins Mittel gelegt; aber die von oben herab geduldete rohe Unsitte ist nicht auszurotten. Wie mancher ist, im Stall angekommen, vor meinen Augen zusammengebrochen und hat krampfhaft geweint. Eine andere Strafe für den Langschläfer ist die, daß ihn seine Kameraden ohne weiteres ergreifen und ihn ins Wasserfaß stecken, brüllend vor Freude und mit Hohngelächter. Natürlich die Kameraden! Die Herren Unteroffiziere, die intellektuellen Urheber solcher Späße, kennen zu genau den Paragraph des Militärstrafgesetzes und machen, als sähen und hörten sie nichts.

Ich ging in den Stall und verfuhr wie mir tags zuvor befohlen worden war. Lucia befand sich indessen außerordentlich wohl, und ich hatte nichts zu melden. Nachdem ich das Futter für alle Pferde des Beritts (14 Stück) geschüttet hatte, ließ ich mir Kardätsche und Striegel geben und fing an zu putzen. Unglücklicherweise hatte ich auf der linken Seite des Pferdes angefangen. Das war gegen das Reglement.

„Man fängt von der rechten Seite an zu putzen“, schnarrte mich der Unteroffizier an.

„Zu Befehl, Unteroffizier“, sagte ich ruhig und ging auf die rechte Seite.

Er sah mir mit prüfendem Blick zu und schien zufrieden. Ich putzte auch in der Tat wie ein alter Soldat. Gendarm Dietrich in Offenbach hatte mir einen außerordentlich schwungvollen, langen Strich beigebracht, den die Geschmeidigkeit meines Handgelenks tadellos werden ließ. Ich wischte dann noch seelenvergnügt der alten Jungfer Lucia mit dem nassen Lappen einen unaussprechlichen Teil ihres holden, keuschen Leibes aus und war fertig.

Inzwischen war der Wachtmeister auf seiner Runde gegen sechs Uhr vorbeigekommen und war auch stehen geblieben. Er sah mir eine Weile zu und es entstand wohl in ihm der Gedanke: das alte Männeken kann noch mit der Zeit ein ganz tüchtiger Kürassier werden.

Nachdem der Stall in Ordnung gebracht worden war, wobei ich redlich den „alten Mannschaften“ geholfen hatte, ging ich nach

Hause, und nie, nie in meinem ganzen Leben hat mir der Kaffee so gut geschmeckt wie an diesem Tage, obgleich er ohne Zucker serviert wurde. Ich verzichtete auch definitiv von da ab auf Zucker.

Dann ging ich aufs Bureau des Wachtmeisters und arbeitete bis halb elf Uhr. Um diese Zeit verfügte ich mich in den Stall, legte meiner Araberin Decke und Trense auf und lernte in der offenen Reitbahn vorschriftsmäßig nach drei Tempos Auf- und Absitzen.

Das Aufsitzen wollte anfänglich gar nicht gehen. Der schadenfrohe Wachtmeister weidete sich an meiner Ungeschicklichkeit, bis ihn ein menschliches Rühren ergriff und er mir einen kräftigen Aufschwung gab. Es gelten beim Aufspringen gerade wie beim Springen von hinten in den Sattel, das jeder Kavallerist fertigbringen muß (der Kürassier eigentlich mit Küraß), kleine Vorteile, die man selbst finden muß — gezeigt können sie nicht werden. Ich wollte in den ersten Tagen verzweifeln und dachte in zorniger Scham, es nie fertigzubringen; aber bald ging es, und zuletzt war kein Pferd so hoch gebaut, daß ich mich nicht mit einem einzigen kräftigen Abstoß in den Sitz geschwungen hätte.

Wachtmeister Buchholz! Lieber kreuzfideler Sanguiniker! Wie denke ich gern an dich zurück, du treues Soldatenblut! Aber auch bei ihm wie bei allen hieß es für mich am Anfang: Durcharbeiten, bis wir in das richtige Verhältnis zueinander kamen. Er hat mir, der gewissenhafte Mann, nichts geschenkt und mich behandelt wie jeden anderen Rekruten. Das einzige, was er mir gewährte, war, daß er mir beim Zurücklegen der Schenkel nicht allzu schrecklich die Kugel verrenkte und mich keine Bekanntschaft mit seiner Säbelklinge machen ließ. Aber unerbittlich streng ist er mit mir inbetreff der Propretät des Anzugs, des exakten Exerzierens und des guten Reitens gewesen. Ich verdanke ihm sehr viel.

Er ließ mich ein paarmal im Schritt herumreiten, die Prinzipien einer richtigen Positur entwickelnd, und kommandierte dann: Traaab! Ich sah seinem roten, strahlenden Gesicht an, daß er auf die Symptome der Fallsucht bei mir gespannt wartete. Aber er wartete umsonst. Ich hatte in Berlin einen guten Grund gelegt, und obgleich ich seit fast zwei Jahren auf keinem Pferde gesessen

und nur im ganzen vielleicht viermal auf Decke ohne Bügel geritten hatte, saß ich wie ein junger Gott auf der schwarzen Stute.

„Das geht ja ganz gut. Sie haben wohl schon geritten?"

„Zu Befehl, Herr Wachtmeister."

„So, so. Auch schon Galopp?"

„Zu Befehl."

„Na, da können wir gleich einmal alles durchnehmen."

Gesagt, getan. Die einfache Schule wurde abgeritten. Kurzer Trab, Mitteltrab, starker Trab, Volte, Kehrt, durch die ganze Bahn changiert, schließlich gesammelter Trab und Ansprengen zu Rechts-Galopp.

Aber der Galopp wollte nicht gehen. Die alte gescheite Stute hatte gleich gemerkt, daß kein Stallmeister auf ihr säße, sowie auch daß ich keine Sporen an den Stiefeln hatte. (Die Rekruten tragen am Anfang, um Unglück zu verhüten, keine Sporen; auch erhalten später nicht alle auf einmal die Eisen. Es findet eine Art Ritterschlag statt, indem oft erst nach vierzehn Tagen einer, der sich auszeichnet, die Erlaubnis erhält, die Sporen anzuschlagen; ihm folgt ein zweiter und dritter, und dieser Reiz des Ehrgeizes ist ein vortreffliches Dressurmittel.) Die Stute dachte: Klopfe du nur mit den Absätzen so lange wie du willst; ich werde mich hüten, mich deinetwegen zu erhitzen.

Indessen sah Buchholz, daß ich die richtigen Hilfen gab und war zufrieden. Zum Überfluß examinierte er mich noch wegen der Hilfen, und in gut stilisierter, klarer Auseinandersetzung, wie er eine solche gewiß noch nie von einem Kürassier-Rekruten erhalten hatte, sagte ich sie ihm sämtlich an. Er horchte auf und wir fielen alsdann in eine allgemeine leichte Konversation, die ihm zu denken gab. Es sprach eben kein unreifer Jüngling, sondern ein erfahrener, nur sieben Jahre jüngerer Mann als er zu ihm, und es wurde der Grund zum angenehmsten heitersten Verkehr gelegt, der wohl je zwischen einem Wachtmeister und einem Rekrut stattgefunden hat.

Als die Reitstunde vorbei war, sagte er: „Morgen erscheinen Sie mit Sporen."

Ich führte meine Lucia in den Stall, zog meinen Rock aus und kardätschte sie im Hemde mit aufgerollten Ärmeln spiegelblank;

dann holte ich mir einen Eimer Wasser und wusch ihr vorschriftsmäßig die Fesseln und die Hüfe aus.

Dann aß ich mit Oehlmann in der Familie Wolter mein einfaches, aber vortreffliches Mittagsbrot.

Nachmittags um halb zwei Uhr ging ich in den Stall und half denselben in Ordnung bringen. Vor dem Nachmittagsappell muß nämlich alles im Stalle fertig, der Stall selbst so rein wie ein Salon sein und das Sattelzeug spiegelblank an den Stallbäumen hängen. Kein Strohhälmchen darf sich auf dem Damm befinden, der sauber mit Sand bestreut ist.

Zu den Kameraden trat ich jetzt schon in ein gutes Verhältnis. Sie sahen, daß ich rüstig, ohne ein Kommando abzuwarten, half, wo es fehlte, und das wirkte vortrefflich. Ich fragte nach ihren Namen und Zivilverhältnissen, sie nach den meinigen und wir waren mit einem Male so bekannt, als arbeiteten wir schon ein Jahr miteinander. Das Verhältnis zu ihnen wurde mit jedem Tage besser, namentlich als sie sahen, daß ich „freigebig ohne Aberschläg“ (Parzival) sei und trotz meiner geistigen Überlegenheit, trotz der Kluft, die meine Bildung zwischen uns legte und deren Tiefe sie instinktiv richtig abschätzten, mich nicht um ein Haar breit über sie erhob, sondern nichts weiter sein wollte, als ein ganz einfacher, gemeiner Kürassier wie sie. Takt nach oben, Takt nach unten: der richtige Takt ist eine Wünschelrute.

Es zeigte sich ferner einmal wieder ganz, daß Bildung Macht sei. Wie oft hat ein einziges kurzes Wort, ein beredter Blick von mir den Rohesten gebändigt und wilden Kampf und Streit im Keim erstickt.

Einen Vorfall will ich erzählen. In meinem Beritt war ein strammer Elsässer, der sehr gut Deutsch sprach, mit mir aber immer nur Französisch sprechen wollte. Im Nachbarberitt befand sich ferner ein gewalttätiger, ungeschliffener Kerl, der früher Fuhrknecht in einer Hamburger Brauerei gewesen war und vor seinem Eintritt wegen Körperverletzung, an seinem Vater (!) verübt, und auch wegen leichter Diebstähle Bekanntschaft mit dem Gefängnis gemacht hatte, mit einem Wort, ein wildes, gefährliches Blut. Geriet er in Wut, so war er die reine Bestie. Als ihn einmal sein Pferd schlug, geriet er in einen solchen rasenden Zorn, daß er

wie eine Katze am Hals des Pferdes hinaufsprang, die Nägel in die Nasenlöcher des Tieres krallte und ihm beinahe das halbe Ohr abbiß.

Mit diesem Kannibalen geriet nun eines Tages der französische Alemanne in Streit. Die saftigsten Schimpfwörter flogen hin und her, und als der Elsässer „Stinkfranzose“, „Franktireur“ usw. hörte, ergriff er eine Kandare (ein schönes Stück Eisen!) und stürzte sich auf den Beleidiger. Dieser hatte eine Mistgabel ergriffen, und in zwei Sekunden kollerten beide in einen Stand, schon über und über mit Blut bedeckt.

Bricht eine solche Keilerei im Stall aus, so fällt es keinem Unbeteiligten ein, die Hand zu rühren. Im Gegenteil, alle eilen herbei und weiden sich an dem herrlichen (!) Anblick. Wie der Baum, so die Früchte! Die Rauflust steckt tief im deutschen Bauernstand, ja im Germanen überhaupt. Ebenso tief steckt auch die Freude am Anblick der Rauferei im Menschen, der doch zunächst, prange er auch in der feinsten Politur der Zivilisation, Tier ist. Oder wie Riehl treffend sagt:

> Im Wohlgefallen an den Gräuelstücken zeigt sich, wie tief die wollüstige Freude an dem Schauspiel gewaltsamer Leidenschaft, am Anblick von Elend, Verzweiflung, Wahnsinn, Mord und Totschlag und Spitzbüberei dem rohen Menschen eingepflanzt ist.
> (Kulturstudien aus drei Jahrhunderten.)

Ich muß gestehen, daß das Bild vor mir mich auf ästhetische Weise einen Augenblick fesselte. Der wütende Gesichtsausdruck der Kämpfenden, die Betätigung ihrer großen Kraft, ihre Bewegungen, das erschreckte Pferd, unter dessen Bauche sie rangen: das alles war brillant. Aber wie gesagt, nur für einen Augenblick. Ich zog einen Kameraden mit mir und wir trennten die halb Wahnsinnigen. Dem Elsässer rief ich mit einem funkelnden Blick zu: Aie honte, tu es une bête féroce; dann stellte ich mich vor den anderen. Der wollte mich natürlich jetzt packen. Aber ich blieb ruhig mit verschränkten Armen stehen und sagte nur gütig: „Schröder, sei vernünftig.“ Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, sah mich verwundert an und schlich sich fort.

Ich gedenke von meinen Kameraden im Beritt mit besonderer herzlicher Zuneigung des lustigen Thüringer Schmiedes Jahn aus

Kirchhasel bei Rudolstadt, des stillen, gutmütigen Apitzsch aus Schkeudnitz bei Weißenfels und des strammen, intelligenten Beck, auch eines Thüringers.

Nach dem Appell nahm mich wieder Buchholz zwei Stunden lang in die Dressur: Fußexerzieren und Voltigieren. Schritt, langsamer Schritt, Laufschritt, rechts um, links um, Kehrt, Arme aufwärts, seitwärts, vorwärts, rückwärts — streckt! Am Bock Hocke, Kehre, Wende, Mutsprung, Sprung über den Kasten usw. Damals kam ich mir nicht lächerlich vor; ich ging ganz in meinem neuen Beruf auf und der größte Ernst lag auf mir. Jetzt aber, wenn ich daran denke, wie sich der 33jährige Mann auf Kommando drehte, marschierte, sprang — jetzt muß ich lächeln, und ich bin froh, daß mich außer den alten Spittelweibern, den spöttischen Töchtern des Oberroßarztes Hahn und den Unteroffizieren niemand gesehen hat.

Nach beendigtem Exerzitium ging ich wieder aufs Bureau bis sechs Uhr, dann nach Hause und schließlich um halb acht Uhr zum letzten Abfüttern.

In dieser Weise haspelten sich regelmäßig die Tage ab bis zum Eintritt der Rekruten am 10. November.

Nur zwei Ereignisse in dieser Zeit erheben sich über dem Einerlei.

Am achten Tage nach meinem Eintritt kam Major von Loßberg auf den Reitplatz. Buchholz meldete vorschriftsmäßig: „Ein Freiwilliger in der Dressur.“ Der Major dankte und bat Buchholz, sich nicht stören zu lassen. Buchholz ließ mich nun die ganze einfache Schule reiten, dann kommandierte er Halt, trat zu mir und sagte mir, ich möchte in der Mitte der Bahn mich aufstellen, der Major wolle mit mir sprechen. Ich tat wie befohlen. Der Major grüßte mich und erkundigte sich nach meinen Verhältnissen. Dann sagte er:

„Sie sind also aus unbezwinglicher Lust zum Soldatenleben so spät noch eingetreten?“

„Nein, Herr Major“, antwortete ich. „Ich wollte nur meiner Pflicht gegen den Staat genügen. Bloß bei der Wahl der Waffe sprach die Neigung. Als Infanterist hätte ich nicht dienen mögen. Ich ging von der Überzeugung aus, daß es bald wieder Krieg

geben wird und das Herz würde mir zerspringen, wenn ich dann hinter dem Ofen hocken müßte, während Alt und Jung, Hoch und Niedrig die heilige Heimat beschützt."

Er blickte mich wohlwollend an und sagte: „Das ist schön. Sie haben leider recht mit einem neuen Kriege. Er liegt in der Luft."

Er grüßte mich und ritt fort.

Jetzt traten Wachtmeister Seding und der Quartiermeister an mich heran. Der Wachtmeister musterte mich und steckte dann den Finger in meinen klaffenden Stiefel, den Quartiermeister durchbohrend anblickend.

„Der Freiwillige bekommt noch heute bessere Sachen. Wie können Sie solche Stiefel ausgeben?"

Das zweite Ereignis war, daß ich mich gegen Ende Oktober durchritt. Ich sagte nichts und litt unsäglich. Beim Reiten hielt ich Höllenqualen aus und beim Exerzieren war's dasselbe. Ich ging breitspurig und schlich wie ein Lahmer. Ich kam durch den physischen Schmerz in eine sehr bedenkliche Seelenverfassung. Da suchte ich Trost in der Theologia Deutsch. Ich schlug das 26. Kapitel auf und es stärkte mich wunderbar. Besonders der Satz erfrischte mich:

> Es ist billich und recht, das got und alle creatur wider mich sint und recht über mich und zu mir haben und das ich wider nimant si und auch zu nichte recht hab. Dar nach volget dan, das der mensche nichtes bitten oder begeren darf oder wil, weder von got noch von den creaturen, denne allein bloße notturft, und das selbe alles mit forchten und von genaden und nicht von recht, und leßet auch sinem libe und aller siner nature nit mer zu gut und zu lust geschehen dan die bloßen notturft und vorhenget auch nit, das im imant helfe oder diene dann allein in luter notturft und das selbige alles mit forchten.

Nun brach auch das schwere Leiden aller Kavalleristen bei mir aus. Es bildeten sich drei faustdicke Geschwüre, eines davon gerade auf der Kniescheibe. Der Wachtmeister sah mein Schleichen und stellte mich zur Rede. Ich bekannte, und nun wurde ich sofort von allem Dienst befreit. Graf Hue de Grais machte mir die lebhaftesten Vorwürfe und befahl mir, nicht eher wieder Dienst zu tun als bis ich ganz heil sei. Ich meldete mich indessen schon am dritten Tage und tat meinen vollen Dienst wieder. Jahn, die

treue Seele, hatte mir aus freien Stücken seine lederne Unterhose gebracht und nun ging das Reiten vortrefflich. Die Wunden heilten im Reiten.

So kam denn der 11. November heran, ein Tag, der in mein Gedächtnis eingebrannt ist. Tags vorher waren die Rekruten eingetroffen, und am elften wurden wir im Dom, im wunderschönen Dom von Halberstadt vereidigt.

Meine Notiz lautet: Wir wurden in der Spiegelschen Reitbahn nach der Staatsangehörigkeit geordnet und zogen dann mit Musik durch die Straßen in den Dom. Die Rekruten trugen noch ihre Zivilkleider, ich, zwei Einjährige und etwa sechs Ökonomiehandwerker die Uniform. Wir füllten den ganzen prachtvollen Hochchor, eine Perle der gothischen Architektur. Vor dem Altar standen Superintendent Nebe, die Standartenwache (Leutnant Meyer und von Germar) und die Offiziere. Der Pastor sprach Worte, die vollkommen im Sinne meiner Philosophie gedacht waren. Das ist eben das Merkwürdige, daß alles wie in der christlichen Religion bleiben kann und nur der Heilige Geist entschieden in den Vordergrund tritt an die Stelle des gestorbenen Gottes, von dessen Wesen man von jeher nur die verworrenste Vorstellung hatte. Nebe nahm zum Grundtext die schöne Stelle aus Psalm 139:

> Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht?
>
> Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da.
>
> Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meere;
>
> So würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten.

Hieraus entwickelte er den Trost, daß die Rekruten, allen trauten Verhältnissen enthoben und nunmehr in fremdem Land in schweren Dienst tretend, doch in derselben gütigen Hand wie vorher stünden. „Gott ist hier wie dort bei euch.“ Wie paßte dies alles auf das Schicksal, wie war dies alles im Sinne meines Atheismus gesprochen. Ich war tief ergriffen.

Man schritt zur Vereidigung auf die Kriegsartikel. Während die anderen schwuren, gingen mir viele Vaterlandslieder von Arndt, Körner, Schenkendorff u. a. in buntester Verknüpfung der

Verse im Kopf herum, bis mir Stolbergs schöne Ansprache des Helden an seinen Sohn einfiel, und ich gelobte mir zu tun, was er riet:

> Zücke nie umsonst das Schwert
> Für der Väter freien Herd!
> Sei behutsam auf der Wacht,
> Sei ein Wetter in der Schlacht!
>
> Immer sei zum Kampf bereit
> Suche stets den wärmsten Streit!
> Schone Des, der wehrlos fleht,
> Haue Den, der widersteht!
>
> Wenn dein Haufe wankend steht,
> Ihm umsonst das Fähnlein weht,
> Trotze dann, ein fester Turm
> Der vereinten Feinde Sturm!

Endlich kam die Reihe an mich. Ich stand allein auf, da ich der einzige Darmstädter Hesse war. Wie still war der weite, wundervolle Dom! Durch die herrlichen Glasmalereien der hohen Fenster fiel das Licht der Novembersonne.

Habe ich dem Kaiser geschworen? Wer ist mein Kaiser? Habe ich dem Vaterland geschworen? Was ist mein Vaterland? Wer stand vor mir und richtete die Blicke auf mich? Waren der Oberst v. Larisch, der Major von Loßberg, der Rittmeister Graf Hue de Grais, der Leutnant Graf Lippe meine Vorgesetzten?

Dir habe ich geschworen, o Schicksal, Dir, du heiliger Geist, mir selbst habe ich geschworen. Ich habe nach langem mühseligen Wandern in den Banden des natürlichen Egoismus den Entschluß beschworen, den ich vor der Welt in Gott gefaßt habe. Kaiser, Vaterland, Vorgesetzte — sie alle sind nur Formen, durch die der Heilige Geist, mein einziger Vorgesetzter, mein Vaterland, mein Kaiser, zu mir spricht und mich leitet. Dein bin ich, Dir gehör' ich, Dein Wille geschehe durch sie; ihnen gehorchend, gehorche ich doch nur Dir und mir. Gottesdienst im Menschendienst, bis das Auge bricht.

> Zu Halberstadt im Dome
> Hab ich mit lautem Eid
> Aus glüh'nder Brust von Neuem
> Mich meinem Gott geweiht.

Getilgt ist aller Hader,
Ich bin zum Tod bereit,
Du Bräut'gam meiner Seele,
Sie ist dir ganz geweiht.

Dadurch, daß ich schon am 1. Oktober eingetreten war, hatte ich den großen Vorteil als die Rekruten kamen, daß ich einerseits von Vorgesetzten und Kameraden wie ein alter Kürassier angesehen wurde, andererseits im Fußexerzieren, Voltigieren und in der Waffenübung so gut wie fertig ausgebildet war. Auch im Reiten war ich ziemlich fest, und so konnte ich mich denn so recht mit Behagen an den Witzen, dem unübertrefflichen Humor des Wachtmeisters Buchholz gegenüber den Rekruten und an den burlesken, hochkomischen Szenen weiden, deren Akteure die Neulinge waren. Ich habe mich oft wahrhaft ausgeschüttet vor Lachen und mehr wie einmal mitten in der Nacht, wenn mir einzelnes davon wieder einfiel, zum Schrecken Oehlmanns von neuem hell aufgelacht.

Aber der Dienst im hereinbrechenden schlechten Wetter und dann in der grimmen Kälte wurde jetzt fast unerträglich schwer. Mäntel wurden prinzipiell nicht ausgegeben, und erst bei einer Kälte von über zehn Grad durfte der freie Platz verlassen und in den Stall gegangen werden. Wenn wir Handschuhe (o ihr weißwollenen, gestrickten, plumpen, mit welcher Rührung blicke ich euch an!) anhatten, ertönte der Ruf des Wachtmeisters:

„Handschuhe aus! Die Mücken tanzen ja in der Luft!" (Es schwirrten die Schneeflocken!) Dabei streckte er seine nackten Hände aus und ließ die Finger lustig vor den Augen herspielen.

Die Hände sprangen mir auf, besonders um die Nägel herum, durch das Abwaschen der Hüfe mit kaltem Wasser, und ich stand arge Schmerzen aus.

Im wahren Sinne des Worts hatte ich jetzt von halb fünf Uhr morgens bis abends acht Uhr keine Viertelstunde freie Zeit. Die Infanteristen haben es in dieser Beziehung hundertmal besser als die Kavalleristen.

Morgens um dreiviertel fünf Uhr stand ich, geweckt von einer kleinen Schwarzwälder Uhr, die ich mir gekauft hatte, auf und lief ungewaschen, ungekämmt in den Stall. Um einviertel sieben Uhr ging ich nach Hause und trank geschwind Kaffee. Von dreiviertel

sieben bis acht war theoretischer Unterricht. Von halb neun bis halb elf wurde zu Fuß exerziert und voltigiert. Von elf bis einviertel ein Uhr war Pferdeputzstunde. Um ein Uhr ging das Reiten der vier Rekruten-Abteilungen an und dauerte bis vier Uhr. Jede Abteilung ritt eine Stunde, dann wurden die Pferde abgerieben, abgeputzt, abgewaschen und dann wurde wieder zwei Stunden lang voltigiert. Um sechs Uhr gingen wir nach Hause. Um halb acht ging es dann wieder bis acht Uhr in den Stall.

Nun mußten die Sachen alle wieder in Ordnung gebracht, die Montur gereinigt, die Waffen geputzt, die Stiefel gewichst, die Sporen poliert werden. Da wurde es oft elf Uhr, und am anderen Tage mußte man wieder um halb fünf Uhr heraus.

Ich hatte kein freies Denken mehr. Wenn ich dachte, drehten sich meine Gedanken um den Dienst herum. Ich verlor mein Werk aus den Augen, meine Schwester, meine ganze Familie, die Tagespolitik, kurz alles, was in keiner direkten Beziehung zu meinem dermaligen Berufe stand. Ich habe drei Monate lang keine Zeitung in der Hand gehabt. Ich wurde vollständig gleichgültig gegen die großen Strömungen im Völkerleben und im wahren Sinne des Worts, wie der geistvolle Essayist Emerson sagt, a victim of the nearest object. Sonntags nachmittags schlief ich fünf bis sechs Stunden und Oehlmann auch: ich in der linken, Oehlmann in der rechten Sofaecke.

Unser kaltes Loch heizte sich sehr schwer. Wenn man nicht fast auf den Ofen saß, wurde man zum Eisklumpen. Oehlmann und ich gingen in diesem Winter fast nie aus. Wir rückten den Tisch an den Ofen, brauten uns, nachdem wir unser Abendbrot aus dem Wurstladen geholt und es auf dem Papiere, worin es gewickelt war, verzehrt hatten, einen Grog, und während er las und rauchte, schlief ich eine Stunde, in meinen Reitermantel gehüllt, in der Sofaecke. Dann weckte mich Oehlmann und ich putzte, putzte, putzte mit Menschenknochen bis in die späte Nacht hinein.

Und doch denke ich an diese aufreibende physische Tätigkeit, an alle Entbehrungen dieses niedrigen, harten Lebens mit fröhlicher Wehmut zurück. Mein geistiges Leben pulsierte dabei ganz frisch, obgleich es mir nicht zum Bewußsein kam. Es floß wie ein Strom im Winter ruhig unter einer Eisdecke fort. Das merkte ich

deutlich, wann die Decke hie und da krachte, und ein wildfremder Gedanke, eine Weiterbildung einzelner Punkte meines Werks plötzlich wie ein Blitz in der Nacht mein Gehirn durchzuckte. —

Eine schöne Zeit war der Sonnabendnachmittag. Dann ist kein Dienst im engeren Sinne, sondern von ein Uhr an wird Sattel- und Zaumzeug geputzt. Da erklangen die schönen Soldatenlieder und andere Volkslieder aus frischen, munteren Kehlen. Ich habe immer kräftig mitgesungen, obgleich ich mich keines besonderen Gesangestalents erfreue. Wie flott ging da die Arbeit von den Händen, wie schnell verging da die Zeit mit Gesang, Narrenspossen und allerlei Allotria. Ich verjüngte mich mit jedem Tage mehr, und mein Körper ging trotz Strapazen und Kälte auf wie ein Krapfen in heißer Butter.

Am 15. November war erster offizieller Kirchgang. Ich schloß mich nicht aus, obgleich ich es hätte tun können. Der Superintendent meinte, alles sei Wohltat Gottes und schrieb auch alles Übel in der Welt der Güte Gottes zu. Früher Tod, Krankheit, kurz alles Leid fließe wie alle Freude aus Gott. Das ist nun eigentlich ganz unchristlich; das war doch alles eine Verwischung der von Christus energisch auseinandergehaltenen Erbsünde und Vorsehung (Gnadenwirkung). Ich lege gegen diesen theologischen Standpunkt entschieden Verwahrung ein.

Im übrigen war die Rede gut, und namentlich hat mich eine sehr schöne Stelle frappiert. Nebe sagte nämlich: die Uhren der Menschen gehen alle vor, nur eine Uhr geht richtig, und das ist Gottes Uhr. Den wirklich genialen Vergleich will ich verbessern und dadurch vollkommen machen. Ich sage nämlich: die Uhren fast aller Menschen gehen entweder vor oder nach (je nachdem uns ein Leid trifft, das uns immer zu früh trifft, oder eine Freude erwartet, die wir immer früher haben möchten). Nur eine Uhr geht richtig und das ist die Uhr des Schicksals und zugleich die jener wenigen Menschen, die vollkommen vertrauend sich dem Schicksal (dem Willen Gottes) ergeben haben.

Die Kameraden schliefen fast alle den Schlaf der Gerechten. Im schönen Dome wachten nur die Offiziere, die Wachtmeister und ich.

Am 16. November kam eine kleine Veränderung in meine Dienstbeschäftigung. Ich wurde nämlich vom theoretischen Unterricht und dem Abendstalldienst befreit, wogegen ich einem französischen Lothringer, der kein Wort Deutsch sprach, zwei deutsche Stunden täglich gab. Er heißt Mimier, und der ungeschlachte, verschlossene Hüne hängt mit rührender Dankbarkeit an mir. Er lernte sehr schwer, woran auch die Müdigkeit durch den überaus drückenden Dienst schuld gewesen sein mag — ich brachte ihn jedoch bald so weit, daß er sich verständigen konnte. Mit allen Rekruten aus dem neuen Reichsland, auch mit denen der anderen Schwadronen habe ich mich prinzipiell viel beschäftigt, und wo ich konnte, weckte und pflegte ich vorsichtig das deutsche Gefühl. Ich habe manche hübsche Stunde mit den biederen Alemannen und Lothringern verlebt und gewiß gedenken sie alle meiner mit Liebe.

Am 11. Dezember war Besichtigung des Regiments durch den General-Major von Rothmaler (jetzt Divisions-General in Erfurt). Als er zu den Rekruten unserer Eskadron kam, ließ er die Freiwilligen vortreten. Ich und ein anderer Dreijährig-Freiwilliger (Eisfeldt) verließen die Front. Indem er sich zu mir wandte, erklärte ihm Oberst v. Larisch die besonderen Umstände, unter denen ich eingetreten war. Er war fast betreten. Er fragte mich:

„Sie haben wohl an 7—800 Taler Gehalt in Berlin gehabt?“

Mehr, Herr General“, antwortete ich. „Alles in allem nahe an 1800 Taler.“

„Und diese Stellung haben Sie verlassen, um gemeiner Kürassier zu werden?“ rief er aufs höchste erstaunt aus. Dann klopfte er mich warm auf die Schulter und lobte mein Streben sehr.

Stolz aber sprach eine Stimme in mir wie der Gerechte, der am Kreuz für die Menschheit verblutet ist: „I c h n e h m e n i c h t E h r e v o n M e n s c h e n.“

Am 18. Dezember war wieder Kirchgang und Abendmahlsfeier. Ich schloß mich auch dieses Mal nicht aus und ging seit meiner Konfirmation zum ersten Male wieder (und auch zum letzten Male!) nach zwanzig Jahren zur Kommunion.

Ich habe mächtig erschüttert des Herrlichen Leib gegessen und sein Blut getrunken und dabei mich neuerdings dem Heiligen Geist geweiht. Dir! Dir! Dir! stieß ich halb besinnungslos hervor und wankte.

Die ganze Welt spiegelte sich in meinem Zustande, als ich auf meinen Platz zurückgekehrt war; denn ich saß zwischen zwei Unteroffizieren, die einander die gemeinsten Zoten erzählten und sich lustig über die Kommunizierenden machten. „Ach guck doch, wie lange der X. säuft. Dem Rindvieh schmeckt der Wein. Willst du loslassen? Na, warte, wann wir im Stall sind!“ Der andere sagte: „Hat der Pfaff nicht ein Gesicht wie ein Totenkopf? Plärre nur Jesuiter: „Das ist mein Leib, das ist mein Leib, das ist mein Blut, das ist mein Blut.“ — —

Kein Fest im ganzen Jahr steht meinem Herzen so nahe als das Weihnachtsfest. Ich glaube, ich könnte zwölf Meilen weit laufen, nur um zehn Minuten lang in die strahlenden Lichter des grünen Baums starren zu können. Ich bade mich um diese Zeit immer in einem Meer der Lust und des Frohsinns.

O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ wird geboren:
Freue dich, freue dich, Christenheit!

Die Weihnacht von 1874 ist eine der schönsten, die ich erlebt habe. Ich trug erst Freude in die Familie Buchholz (o wie des Wachtmeisters beide prächtigen Jungen von 6 und 4 Jahren jubilierten!), dann in die Familie des Wachtmeisters Seding, wo ich bis neun Uhr verblieb. Der Baum wurde angezündet, und wir aßen einen köstlichen Hasenbraten und tranken vortrefflichen Rotwein. Auch echte Havannas fehlten nicht. Ich war still beglückt in der lieben, guten Familie.

Dann ging ich nach Hause und bescheerte dem kleinen Sohn des Tischlermeisters auf unserem Hofe, zu welcher einfachen, braven Familie ich auch in die schönsten Beziehungen getreten war, sowie eine Kleinigkeit meinem Oehlmännchen. Dieser hatte einen Stollen, Äpfel und Nüsse und eine Flasche Rotwein (Ge-

schenke des Oberst v. Larisch) mitgebracht; wir brauten uns zu diesen Herrlichkeiten noch einen Punsch und waren heiter und guter Dinge.

Hier will ich, durch die Erwähnung des Tischlermeisters daran erinnert, gleich mein „Hofleben“ abhandeln.

Sobald die Witterung es erlaubte, putzte und wusch ich im Hofe. Da wurde bald der Küraß und Helm eingeölt, bald spiegelblank gewienert, bald wurden Rock und Hosen naß gekollert (mit aufgelöstem Zinkweiß oder Schlemmkreide blütenweiß gemacht), bald wurden Mützen und Hosen ausgewaschen, kurz, alles besorgt.

Da kam denn bald der Herr Tischlermeister und seine Frau, bald das Kind, der kleine Adolf oder die hübsche Bertha zu mir, bald sah aus dem ersten Stock Frau Wolter oder Sophie, die Haushälterin eines Herrn Lederbogen, bald aus einer anderen Wohnung im Hofe die witzig trockene Frau Ww. Schuchardt heraus, bald umschwärmten mich die hübschen Küchendragoner Christine, Friederikchen und wie sie alle hießen.

„Wenn wir einmal keine Waschfrau bekommen können, so helfen Sie uns gewiß aus, Herr Batz“, hob dann die Neckerei an; oder: „Wird denn schon wieder geputzt? Sie müssen doch unter allen der properste Kürassier sein?“

Vom 1. Januar des neuen Jahres an wurde auf Sattel und mit Kandare geritten. Drei volle Monate hatte ich täglich auf Decke geritten: ein saures Vergnügen! Aber ich halte das Deckenreiten, entgegen der sehr verbreiteten gegenteiligen Ansicht, für sehr notwendig und nützlich. Am Anfang allerdings klammert man sich mit den Schenkeln an; aber wie bald werden alle Gelenke los und wie sicher wird die Haupsache beim Reiten: die richtige Balance.

Es fanden jetzt auch mehrere Besichtigungen durch den Oberst statt. Auf dem Bureau beschäftigte ich mich selten; nur Sonntags morgens konnte ich daselbst tätig sein.

Aus Adressen von Briefen an die Herren Kürassiere, deren mir viele um jene Zeit durch die Hand gingen, mache ich folgende hübsche orthographische Blumenlese:

An

Dem Kirasier . . . . . .
bei der 1. Eskatron des Machteburgerischen Kirasier-Regiment Nr. 7
in
Soldaten-Brief. Halberstadt.

Variationen:

Escattron	Magdeburschen	Regement	Kürassür
Esckadtron	Machteburschen	Rechement	Kürasir
Escardtron		Rächemännt	Kirasir
Eszcadron		Rähgiment	Cürassür
		Rähgement	Cürasier
			Cürahsir
			Chörrassier (!)

Im März ging mir die Arbeit außerordentlich flott von den Händen; ich war jetzt ganz eingewohnt und durch und durch Soldat. Da krachte die Eisdecke über meinem Geist plötzlich überall und — das Bild ist wirklich treffend — mein Geist ging auf und flutete wie ein eisbedeckter Strom. Es war ein tolles Durcheinander, die Gedanken rieben, schoben und stauten sich, bis sich zuletzt wieder in seiner eisfreien Fläche Sonne und Mond und Sterne „wellenatmend" spiegelten.

Da lag denn der ausgebrütete Keim zu einem zweiten Band der Philosophie der Erlösung vor mir: drei wunderbare Gestalten, während des Winters im verhüllten, geheimsten Winkel der geistigen Werkstätte geboren, traten holdselig an die Oberfläche: der wahre Idealismus und die christliche Trinität im hellen, warmen Lichte der Vernunft, und der Sozialismus.

Am 7. März 1875 schrieb ich noch: Düstere, schwüle Stimmung. Es ist mir zumute wie der Natur im Frühling; denn es soll wieder etwas werden, das spüre ich deutlich. Alle Fäden sind einmal wieder zusammengelaufen und streben nach Verknotung. Wie Serigut harre ich der Befehle, die mir das Schicksal geben wird, nichts spricht in mir; der Stoß muß von außen kommen. Ich werde gehorsam sein.

Aber schon am 16. März heißt es:

„Es ist unglaublich, wie ich, von der Richtigkeit meiner Lehre durchdrungen, dennoch täglich mehr in den Zauber der Lehre Buddhas verstrickt werde. In meinem Werk lehrte ich noch die

vielen individuellen „Karma", jetzt sehe ich deutlich, daß der Buddhismus nur ein einziges Karma kennt. Er ist der vollendete Idealismus, und an ihn schließt sich unmittelbar Kants kritischer Idealismus als die Rechenprobe der Wahrheit an. Es gibt nur ein unmittelbar gewußtes Reales und das ist mein individuelles Ich. Alles andere hat eine durch das Subjekt bedingte, von ihm ganz und gar abhängige Existenz — alles andere Sein ist nichts anderes als Modifikation des einen Ich. Diese sämtlichen Modifikationen können von innen, also nur scheinbar von außen (Berkeleys göttliche Wirksamkeit) durch Karma hervorgezaubert sein, und wer sich wie Buddha auf diesen Standpunkt stellt, befindet sich, wie schon Schopenhauer sagte, in einer uneinnehmbaren Festung. Zunächst wird alles Vergangene und Zukünftige, das Ich nicht unmittelbar Betreffende, also die Bewegung ausgedehnter Wesen, als bloße Phantasmagorie in das Ich zurückgeschlungen, dann zieht das eine übrigbleibende Ich seine Ausdehnung und seine mentalen Prozesse und Willensspiegelungen in sich zurück, und es verbleibt das nackte raum- und zeitlose Punkt-Ich. Nicht die Phantasmagorie der Welt, ihre Hervorbringung, ihre Herausspinnung aus dem Ich ist irgendwie wunderbar, sondern der Werkmeister, das Punkt-Ich ist das Wunder. An diesem Wunder darf aber kein Anstoß genommen werden; denn jede Philosophie lehrt und muß lehren ein transzendentes Gebiet, von wo sie ausgeht, das aber nicht erkennbar ist.

Auch steht hiermit die von mir in meinem Werk zergliederte praktische Karmalehre nicht im Widerspruch; denn man muß den esoterischen Teil vom exoterischen des Buddhaismus streng gesondert halten. Buddha war nicht nur Philosoph, sondern auch Lehrer. Es galt andere zu erlösen, und wenn auch sein individuelles Bedürfnis, andere zu erlösen, die Hauptsache bleibt, seine Befriedigung, sein Empfinden, so mußte er doch dieser realen Beziehung zu anderen den Ausdruck dadurch geben, daß er ihnen gleichfalls Karma, d. h. individuelle Realität, gab."

Ferner am 22. März (Kaisers Geburtstag):

„Die Dogmen der christlichen Kirche sind und bleiben die tiefsten. Sie im Lichte der Philosophie zu zeigen, ist meine nächste

Aufgabe. Jedoch dürfen dabei nur die Bücher des Neuen Testaments, Aussprüche des Heilands selbst, nicht die Klügeleien der Theologen, namentlich des Athanasius, berücksichtigt werden. Es ist zu betonen und zu beweisen, wie die Scheidung der Welt in Gott und Individuen, und die nicht zu umgehende Annahme eines lebenden Gottes und eines ewigen Lebens das Christentum veranlaßte, Gott zwei Bedeutungen zu geben. Gott ist bald das Nichts, bald das Schicksal. Auch mußte die Erbsünde zu stark betont werden, weil Gott rein bleiben muß und nicht zur Sünde veranlassen darf, was doch das Schicksal tatsächlich tut. Die Widersprüche im Christentum sind deshalb alle nur scheinbare auf der Oberfläche; im tiefsten Grunde lösen sie sich vollständig.

1. Gott vor der Welt
(Sohn und Heiligen Geist in sich beschließend);
2. Sohn die Welt
(den Heiligen Geist, die Richtung der Welt aus dem Kampf der Individuen erzeugend);
3. Heiliger Geist
(gerade Richtung des Weltgangs zur Erlösung).

Deshalb auch geht der Heilige Geist sowohl vom Vater allein, als vom Sohn allein, als auch von beiden aus, je nachdem man die Stellung wechselt, und der Streit zwischen Rom und Konstantinopel ist ganz unbegründet.

Platonisches Jahr:

4000 Jahre lang Gottes-Kultus,
2000 Jahre lang Christus-Kultus,
1000 Jahre lang Heiliger-Geist-Kultus

oder progressiv abnehmend:

4000 — 2000 — 1000 also 7000 Jahre."

Ferner:

1. Die Ungeduld und Hast, womit ein denkender Kopf an die Gestaltung seiner Werke geht, die Furcht, er käme zu spät, ein anderer könne ihm zuvorkommen (pereant qui ante nos nostra dixerunt!), ist die wahre aura seminalis aller geistigen Arbeit.

2. Die Begeisterung allein, das glutvolle Aufflammen der Seele unter dem Kusse des Erlösungsgedankens, die echte Frömmigkeit macht aus dem Tiermenschen erst den Menschen. Aus der Seltenheit der Sache erklärt sich Salomos Ausspruch:

> Unter tausend habe ich einen Menschen gefunden, aber kein Weib habe ich unter denen allen gefunden.

3. Der Pantheismus ist der verklärte Realismus. Man ging von der Wirklichkeit und ihrem wunderbaren Zusammenhange aus, nahm alles für unbedingt real, und das betrachtende Ich warf sich in der Erkenntnis namenloser Ohnmacht ganz fort in die Arme einer erträumten Einheit. Den Idealismus des indischen Pantheismus darf man ganz wohl den umgekehrten Idealismus oder den Idealismus der Verzweiflung nennen, weil das Ich an seiner Realität verzweifelt, der einzig wirklichen Realität, und dafür dem nur mittelbar Gewußten (Außenwelt) durch subtile Abstraktion *alle* Realität gibt (Weltseele).

Ferner zum Sozialismus:

1. Man muß trock'nes Brot mit Tränen gegessen haben, man muß Angst und Sorge um die Zukunft *geliebter* Angehörigen empfunden haben, um sich mit voller Seele den Idealen der Sozialisten: Kommunismus und freie Liebe hinzugeben. Das ist das Bewunderungswürdige im Weltgang, seine Harmonie, daß der Weise, der Edle, der Gute und Gerechte mit Hilfe der Vernunft und seines reinen Gefühls genau dasselbe fordern muß, was die rohesten Egoisten fordern. Gerade diejenigen, welche wahrhaft ihre Geschwister lieben, verlangen, daß es keine Geschwister mehr geben soll, gerade diejenigen, welche für sich genug haben, aber in das Elend anderer gestarrt haben, verlangen, daß es kein Eigentum mehr geben d. h. daß es nur ein Gesamteigentum geben solle. Denn durch das Mitleid mit anderen gelangt der Weise und Edle *nie* zum vollen Seelenfrieden. Indem nun natürliche *und* geläuterte Egoisten Sozialisten sein *müssen*, ist die Gewißheit gegeben, daß der Kommunismus und die Erziehung der Kinder durch den Staat allein, diese großen Ideale, *real* werden.

2. Der Maßstab aller Moral ist der Weltgang oder konkreter ausgedrückt das göttliche Gesetz, von dem Antigone so herrlich redet, ebenso Christus in der Stelle über Menschensatzung:

> Aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind.

Jede Weltbegebenheit ist weder moralisch noch unmoralisch: sie ist einfach eine historische Tatsache wie z. B. die französische Revolution. Nur die Handlungen des Individuums, gemessen am göttlichen Gesetz, sind moralisch oder unmoralisch. Es gibt nur zwei Staatsgesetze, welche mit dem göttlichen Gesetz übereinstimmen und deshalb heilig sind: die Grundgesetze jedes Staates, du sollst nicht stehlen, nicht morden. Sie werden bis ans Ende der Menschheit bestehen, denn Eigentum (Staatseigentum) und Individualität, wird immer sein. Es gibt demnach viele illegale Handlungen im Staate, die eminent moralisch sind, und alle z. B., welche gegen bestehende Staatseinrichtungen kämpfen, geleitet von reiner Menschenliebe, handeln illegal und zugleich hochmoralisch.

3. Wem ein warmes Herz im Busen schlägt, ein Herz voll Erbarmens und Milde, der muß die Erziehung des Individuums durch den Staat wollen. Nicht nur die adelige Tradition, sondern auch die bürgerliche, kurz, alle spezielle Tradition muß aufhören und jeder Bürger das Erbe aller menschlichen Leistungen antreten. Man bedenke, welchen Stolz Beamte und Kaufleute haben: Schon mein Urgroßvater war Kaufherr, Gerichtsrat, Prälat, General usw.

So standen denn schon jetzt sämtliche Kapitel meines zweiten Bandes vor mir:

1. der Realismus,
2. der Idealismus,
3. der Pantheismus (Kritik Hartmanns),
4. der Buddhaismus,
5. die Dogmen der christlichen Kirche,
6. die Philosophie der Erlösung,
7. der Sozialismus,
8. das wahre Gottvertrauen.

Dieses mit aller Macht erwachte geistige Leben schlug nun mit ohnmächtiger Gewalt an die Schranken meines Dienstes. Ich mußte täglich wenigstens zwei bis drei Stunden Zeit für meinen Geist haben, um nicht zu ersticken.

Ich wandte mich an den Wachtmeister um Befreiung vom Stalldienst, indem ich mir auf meine Kosten einen Burschen annehmen wolle, und die Bitte wurde mir vom Rittmeister gewährt. Ich verschwieg natürlich den Grund, weil ich noch immer dem Wahne huldigte, meine literarische Tätigkeit könne geheim gehalten werden, und schützte, so schwer es mir ankam, vor, ich glaubte dem Dienst im Sommer nicht mehr ganz gewachsen zu sein.

Sechs volle Monate habe ich, ohne eine Minute zu fehlen, den ganzen schweren Dienst eines Kürassiers im Magdeburgischen Kürassier-Regiment Nr. 7 getan. Ich habe den Stall gemistet, Stroh getragen, Wasser geschleppt, gekehrt, das Pferd gepflegt und alles selbst geputzt, sowohl Uniform und Waffen, wie Sattel- und Zaumzeug; ich habe nur keine zwei Zentner schweren Hafersäcke getragen und keinen Mistkarren über den Hof auf den Misthaufen gefahren, und dies nur deshalb nicht, weil es der Wachtmeister, wie ich später erfuhr, gleich von Anfang an hinter meinem Rücken verboten hatte.

Eine schöne Erfahrung in meinem Soldatenleben hat mir mein Blick in den Busen wahrhafter Edelleute gebracht. Ich habe Männer kennen gelernt wie den Grafen Schlieffen, den Grafen Hue de Grais, die der verkörperte Ausspruch Noblesse oblige sind. Ich verehre meinen Rittmeister, Graf Hue de Grais, weil er durch und durch eine ritterliche Natur ist. Auch verehrt man ihn allgemein. Welche Stufenleiter menschlicher Charaktere stellen die Mannschaften einer Eskadron dar; aber als einmal der Graf auf längeren Urlaub war und das Gerücht sich verbreitete, er werde versetzt, da ist auch kein einziger Kürassier gewesen, der nicht den Kopf hätte hängen lassen und nicht geklagt hätte: wir Armen!

Der Geburtstag des Kaisers am 22. März 1875 wurde schön gefeiert und bereicherte wesentlich meine Erfahrung.

Oehlmann und ich widerstanden tapfer allen Lockungen der niedlichen Küchenfeen, die von uns zu Spiel und Tanz geführt

sein wollten, indem wir vorgaben, wir kneipten solissimo, und gingen ohne Anhängsel zum Ball.

Ich war von jeher ein flotter Tänzer (auf den Bällen in Neapel habe ich stets Kehraus gemacht), aber schon seit vielen Jahren außer Übung.

Hier aber lehrte die Not beten; ich mußte mich in die alte Leidenschaft kopfüber stürzen. Ich machte indessen nur Anstandstänze.

Überhaupt hielt ich mich sehr reserviert und verborgen. Ich wurde jedoch ins helle Lampenlicht mit Gewalt gezogen. Zuerst mußte ich mit dem Herrn Rittmeister ein Glas Sekt trinken, dann zwangen mich die Rekruten wie einst die Bauern den Götz von Berlichingen, und ich mußte einen Toast auf unseren Rekrutenlehrer, Leutnant Meyer, ausbringen.

Als es anfing, knotig zu werden, und ich durch den weißen Rock der Kürassiere in die funkelnden Augen wilder Bestien sah, zog ich mich still zurück. Oehlmann wollte nicht folgen. In reinster Geschmacksverirrung, unter dem Einfluß eines mißleiteten Instinkts hatte er die hübschesten Dienstmädchen links liegen lassen und einen alten Kochlöffel erwählt. Armer Otto! Er erlag fast unter den beißenden Sarkasmen des Wachtmeisters.

Am 1. April rückte die Eskadron zum erstenmal hinaus, hinaus in die freie frühlingsdurchwehte Natur auf mein liebes Brachfeld (Exerzierplatz des Regiments).

Das war ein Tag! Nun trank ich den ersten köstlichen Schluck aus dem schäumenden Becher des Reiterlebens. Vorbei war die trübe Winter- und Lehrzeit: nun war es Frühling und wir sollten zeigen, was wir gelernt hatten und uns die letzte Gewandtheit erwerben.

Auf dem Hin- und Hermarsche wurden fröhlich im Chor alle schönen, wunderschönen Soldatenlieder gesungen, wie:

„Morgenrot!
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad.“

„O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt!
Darinnen liegt begraben
So manniger Soldat!“

„Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“

„Die Wacht am Rhein“ usw. usw.

und namentlich das melodiöse Kürassierlied:

Kürassier sind schwere Reiter,
Haben frohen Mut,
Singen lauter lust'ge Lieder,
Sind den Mädchen gut.

Spiegelblank seind uns're Waffen,
Weiß das Lederzeug
Können wir bei Mädchen schlafen
Sind wir Kaiserreich.

Unser Oberst hoch zu Pferde,
Zieht mit uns ins Feld,
Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen,
Sterben als ein tapfrer Held.

Und sollt' uns der Tod einst scheiden,
Wir verzagen nie.
Wer auf seinen Gott vertraut,
Den verläßt er nie.

Auf dem Brachfelde selbst wurde erst in Abteilungen geritten; dann exerzierte die Schwadron zusammen.

Das war nun ein ganz anderes Reiten als in der Bahn. Wer das nicht selbst mitgemacht hat, kann sich nicht hineindenken; denn das geschlossene Bügel-an-Bügel-Reiten kann ja gar nicht mit dem Einzelreiten verglichen werden. Da heißt es erstens vollständig Herr über das Pferd sein, dann den sichersten Sitz und einen Körper von Eisen haben. Wie leicht entsteht durch eine kleine Unaufmerksamkeit das furchtbarste Gedränge im Zuge: die Reiter werden förmlich über den Sattel emporgezwängt, die Beine zerquetscht und fast aus den Kugeln gerissen.

Zum Schlusse hieß es: Einzeln auslaufen.

Zum erstenmal pleine carrière reiten! Wie wir Rekruten erbleichten und unser Testament im Stillen machten! Die alten Leute lassen es bei dieser Gelegenheit an Schreckschüssen nicht fehlen,

die alle, alle sitzen und das Herz zum Zerspringen schlagen lassen. „Denk' noch einmal an Vater, Mutter und den Schatz, das letzte Stündlein hat geschlagen", oder: „Wenn du den Hals brichst, so lasse ich dich begraben, sei außer Sorge", oder: „Na X., was gibst zum besten, wenn du heil durchkommst?", so schwirrt es durch die Luft.

Endlich kam die Reihe auch an mich. Die Pferde wissen alle, was vor sich geht und sind nicht zu halten. Sie prusten und tanzen und drehen sich immer im Kreise herum. Lucia war wie toll. Es gelingt mir jedoch, sie zu bändigen und etwas zu beruhigen. Der Trab bis zum ersten aufgestellten Point geht ganz gut. „Galopp!" ruft der Quartiermeister. Ich gebe die Hilfen, aber du lieber Gott! das war kein Galopp, das war schon Karriere. Ich sehe vor mir einen Kameraden über den Kopf seines Pferdes fliegen und höre Wachtmeister Buchholz rufen: „Batz, Batz, jetzt geht's an den Kragen!" Aber ich sitze, sitze wie angegossen, allerdings noch zu sehr nach hinten zurückgelegt und mit vorgestreckten Schenkeln. Aber es ist ja auch das erste Mal. In zwei Sekunden bin ich am Ziele, ich weiß nicht wie und lache was ich lachen kann.

Das Karriere-Reiten bei der Kavallerie, wo der Grundsatz gilt, daß ein Pferd im Stalle Millionen, im Freien keinen Pfennig wert ist, ist die höchste Lust, die der Mensch in der Bewegung empfinden kann. Es ist das schönste Reiten, ein himmlisches Vergnügen.

Am 23. Mai (Sonntag Trinitatis) war wieder Kirchgang. Wie konnte ich an diesem Tage im Dome fehlen? Ich ging.

> Jesus antwortete, und sprach zu ihm: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß Jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.
>
> Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Also ist ein Jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.
>
> (Joh. 3, 3. 8.)

Nebe sprach recht gut. Er meinte: Jeder hält sich in der Hauptsache für vortrefflich und glaubt, wenn er dieses oder jenes an sich ändere, so werde er aus dem Geist geboren. Aber das sei alles Täuschung. Der ganze alte Mensch müsse ausgezogen werden.

Ich saß still, horchte und träumte.

Nun war der Tag, der gefürchtete schreckliche Tag angebrochen, wo wir vom General von Schmidt inspiziert werden sollten (29. Mai 1875).

Um acht Uhr stand die erste Eskadron in Front mit vorgezogenen Chargen in voller Rüstung: Küraß, Bandelier, Helm, Degen und hohe Stiefel, aber ohne Gepäck, aufgestellt. Wenige Minuten nach acht kam der Gestrenge mit seinem Adjutanten angesprengt.

Er nahm den Rapport entgegen und ritt langsam die Front entlang.

Anstatt eines freundlichen: „Guten Morgen, Kürassiere!“ mußten wir hören:

„Köpfe hoch! Kürassiere wollt ihr sein? Schlafmützen seid ihr. Faule Bauernlümmel seid ihr. Köpfe hoch! Köpfe hoch!“

Ich lächelte vergnügt. Meine goldne Brille fiel ihm auf. Er sagte aber nichts.

Und jetzt ging das Reiten los: erst in Abteilungen, dann in der Eskadron. Welches Reiten! Bis drei Uhr hat es gedauert, volle sieben Stunden. Und immer mußte er tadeln, immer schimpfte und gröhlte er, bald die Zügel in die linke, bald in die rechte Hand nehmend, immer mit einem Arm, wie ein Neapolitaner, in der Luft herumfuchtelnd.

Beim jeu de barre (eine reizende Tour: es wird ein Taschentuch am Küraß eines Kürassiers befestigt, das ihm von einem der zwei Verfolger auf der rechten Seite des Pferdes abgerissen werden muß; in der Mitte des abgesteckten Platzes befindet sich eine zwei Fuß hohe Barriere) wählte er mich als Verfolger. Ich machte meine Sache ziemlich gut. Wohl zwanzigmal habe ich über die Barriere setzen müssen, bis ich das Taschentuch erwischte, aber leider ergriff ich es von der linken Seite des Pferdes.

Nun gab es eine Strafpredigt und eine lange Auseinandersetzung, warum man dem Feinde die rechte Seite abzugewinnen suchen müsse.

Gegen das Ende des Exerzierens erlahmte meine rechte Hand. Wer es weiß, was es heißt, einen Pallasch fünf Stunden lang auf die rechte Hüfte gestemmt zu halten, wird mich nicht ver-

urteilen. Einem jeden fiel ein Stein vom Herzen als es endlich hieß: Schlußszene, Stich nach der Puppe auf der Erde in der Karriere.

Dieses Stechen ist prachtvoll. In voller Karriere muß man eine auf dem Boden liegende Kürassierpuppe mit Stroh ausgestopft, treffen. Die Kunst besteht darin, rechtzeitig (eine ganze Pferdelänge vor der Puppe) zu stechen, denn sticht man erst, wenn man an der Puppe angelangt ist, so trifft man wenigstens sieben Fuß von der Puppe entfernt die Erde.

Von hundert Stechenden trafen dreiundvierzig, zu denen ich gehörte: ein Resultat, das dem mäkelnden General einen Ausruf höchster Befriedigung entlockte.

Ganz zuletzt wurde noch einmal ausgelaufen, diesmal mit Rechts- und Links-Hieb, Stich und Hurraruf vor dem General. Das war herrlich!

Tags darauf wurde der Fußdienst und das Voltigieren der I. Eskadron (wieder sieben Stunden lang) inspiziert. Gegen allgemeines Erwarten hat der General das, was mich zu den Soldaten führte, nicht gelobt, worüber ich mich sehr freute, denn nichts ist mir unangenehmer als solch ein Herauszerren auf den Präsentierteller. Er kannte natürlich meine Verhältnisse und muß wohl an der Ehrlichkeit meiner Bestrebung gezweifelt haben, denn sonst hätte er sich die Gelegenheit, einen seiner Hauptgrundsätze, in seinen nach Bänden zählenden Zirkularen niedergelegt, zu befolgen, nämlich: überall das Verdienst des einzelnen hervorzuheben und dadurch auf das Ehrgefühl aller zu wirken, nicht entgehen lassen.

Einen Hauptspaß habe ich bei dieser Besichtigung gehabt. Ich bin ein guter Fechter, weil ich jahrelang mit größter Liebe die Fechtkunst geübt habe. Die Leutnants waren sehr erstaunt, als sie meine Fertigkeit sahen, und ich habe oft unterrichtet, anstatt zu lernen. Man hatte mir den besten Rekruten bei der Inspektion gegenübergestellt, aber ach, der Ärmste! Ich parierte alle seine Stöße und gab ihm acht Stiche hintereinander. Der General wurde ungeduldig und rief meinem Gegner zu: „Aber so treffen Sie doch einmal!“ Umsonst. Er ging sehr befriedigt fort und drückte dem Leutnant seine Bewunderung aus, daß dieser in so kurzer Zeit solche Resultate erzielt habe!!

Die Examination im theoretischen Unterricht fiel gleichfalls sehr befriedigend aus. An mich kamen die Fragen:

1. Womit erhält der Kavallerist sein Pferd in gutem Zustande?
2. Wie erhält sich die Vedette, wenn sich bei Nacht etwas nähert?

und ich antwortete ungeniert:

1. Durch gutes Futtern, gute Pflege, gute Behandlung und gutes Putzen;
2. ein Mann reitet vor, die Pistole im Anschlag und ruft laut: „Halt!“ Sind es mehrere Personen, so ruft er: „Ein Mann vor; die anderen kehrt!“ Hat sich der Betreffende auf zehn Schritte genähert, so rufe ich: „Halt, Losung!“ Ist die Losung richtig, so rufe ich: „Etwas näher!“ dann: „Feldgeschrei!“ Ist auch dieses richtig, so wird der Mann zum Examinieren gebracht.

Leutnant Meyer zeigte sich erkenntlich und lud seine Rekruten zu einer Abendkneiperei ein, die sehr gemütlich verlief.

Ich mußte wieder einmal sprechen, gezwungen von den Unteroffizieren und Kameraden. So improvisierte ich denn einen Toast, so gut es gehen wollte, worin die Stelle vorkam:

„Eben daß wir bestanden haben, das beweist, daß es der restlosen Energie des Herrn Leutnant, die sich immer mit seltener Milde gepaart zeigte, gelungen ist, uns zu brauchbaren Kürassieren auszubilden. Das ist aber für jeden, für den sowohl, der sein höchstes Gut in sein kostbares Leben setzt, wie für den, der es in der unbefleckten Ehre seines Volkes, in der Aufrechterhaltung der mühsam und mit vielem Blut errungenen Machtstellung des deutschen Vaterlandes sucht, von der größten Wichtigkeit. Denn wir wollen uns keiner Täuschung hingeben; was man auch sagen und schreiben möge: ein neuer Krieg steht vor der Tür. Er wirft gleichsam seinen Schatten schon auf uns und da wird uns, jedem nach seiner Auslegung und in seinem Sinne, im reichsten Maße zugute kommen, was wir gelernt haben.“

Die Kürassiere waren entzückt, und Leutnant Meyer bedankte sich herzlich. Diesen Leutnant habe ich sehr gern. Er ist wirklich ein humaner Jüngling. Nur ein einziges Mal habe ich ihn einen

Rekruten leicht am Ohre zausen sehen. Daß ich bei den Rekruten war, hätte ihn doch gewiß nicht abgehalten zu peinigen, wenn er es gewollt hätte. In anderen Schwadronen dagegen war der Teufel los. Kameraden haben mir infame Grausamkeiten erzählt. Wie es nur in der Brust eines solchen kleinen Nero aussehen mag!?

Herr Leutnant Graf von Schlieffen, Regimentsadjutant, begleitete seinen Freund Meyer und war wie gewöhnlich sehr freundlich gegen mich. Den bildschönen und gütigen Mann verehre ich von Herzen, wozu ich auch allen Grund habe, wovon später. Seinen Schutz verdanke ich Herrn Premierleutnant von Hagen auf folgende Weise:

Ich hatte, wie ich schon oben erwähnte, Herrn Premierleutnant von Hagen, der mir das freundliche Schreiben nach Berlin gesandt hatte, vor meinem Eintritt nicht sprechen können, weil er auf Urlaub war. Ungefähr drei Wochen nach meinem Eintritt schickte mich der Wachtmeister zum Parole-Empfang auf das Regimentsbureau, weil der Paroleschreiber verhindert war. Inzwischen war Premierleutnant von Hagen zurückgekehrt.

Ich trete ein und melde vorschriftsmäßig:

„Kommandiert von der I. Eskadron zum Befehlsempfang.“

„Warten Sie draußen, bis Sie gerufen werden!“ schnarrte mich Herr von Hagen an, der mir den Rücken zukehrte.

Ehe ich noch die Türe erreicht hatte, wandte er sich jedoch um, wahrscheinlich, weil ihm die Stimme nicht bekannt war.

„Ah“, sagte er erstaunt. „Bleiben Sie. Sie sind wohl der Freiwillige Batz?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Nun, das freut mich. Wie gefällt es Ihnen denn?“

„Sehr gut, Herr Leutnant.“

„Aber, aber, warum haben Sie meinen Rat nicht befolgt und haben wegen des Dienstes als Einjähriger petitioniert?“

„Es ging nicht, Herr Leutnant, aus den dem Herrn Leutnant bereits angeführten Gründen.“

„Nun, da machen Sie wenigstens, daß Sie bald Unteroffizier werden können. Lassen Sie sich vom Wachtmeister die nötigen Bücher geben, das weitere wollen wir schon machen.“

Dann sagte er freundlich: „Sie können h i e r warten.“

Graf Schlieffen war im Bureau anwesend. Herr von Hagen war als Brigadeadjutant nach Metz designiert und Graf Schlieffen, sein Nachfolger in der Regiments-Adjutantur, ließ sich gerade in die Geschäfte einführen.

Nach einer Pause sagte nun Leutnant von Hagen in seiner eigentümlich näselnden Sprechweise:

„Lieber Graf, da stelle ich Ihnen einen Mann vor, der aus reinem Patriotismus noch im dreiunddreißigsten Jahre Kürassier geworden ist.“

Graf Schlieffen erhob sich halb und grüßte mich freundlich. Ich war in großer Verlegenheit und wußte nicht, wie ich mich benehmen sollte. Wäre ich noch Zivilist gewesen, so würde ja alles in den gebräuchlichen Umgangsformen glatt verlaufen sein. Jetzt aber wußte ich nicht recht, sollte ich mich verneigen und sprechen oder nicht. Ich entschied mich endlich dafür, die stramme militärische Haltung beizubehalten und zu schweigen.

„Ich empfehle Ihnen, lieber Graf,“ fuhr Herr von Hagen fort, „den Freiwilligen aufs wärmste, und Sie werden mir immer einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie ihn, wo Sie können, unterstützen.“

„Ich verspreche es Ihnen“, sagte Graf Schlieffen und blickte mich sehr freundlich an.

In der Tat kam er auch schon nach einigen Tagen zu mir und brachte den Einjährigen-Dienst zur Sprache. Ich glaubte, nicht nein sagen zu sollen und überließ alles seiner Güte. Er ließ aber nichts mehr von sich hören. Indessen begleitete mich von da ab stets das Gefühl, daß ich einen Gönner hatte, auf den ich eventuell sicher zählen durfte.

✻

Am 7. Juni hatten wir Schießübung zu Pferde mit dem erbärmlichen Perkussions-Pistol, das einen Rückschlag hat, der einen fast vom Pferde wirft. Wir schossen auf dem Schießstand 2 der Infanterie in den Klusbergen.

Es war ein wunder-wunderschöner Sommertag, und ich tat wieder einen tiefen Zug aus dem Becher der freien Reiterlust. Wir lagen, bis die Reihe an uns kam, auf einem sanften Abhang. Vor uns auf dem Wege waren die treuen Tiere vermittelst der

Kandarenzügel gekoppelt und sie fraßen das Gras zwischen unseren Beinen. Seit acht Tagen ritt ich den treuen Saphir, den ich oben schon erwähnte. Er war ein Kohlfuchs-Wallach mit den schönsten liebsten Augen, mit prachtvoller Mähne und breiter intelligenter Stirn. Inbetreff seines Charakters habe ich ihn schon oben gelobt. Ich füge hinzu, daß er keine falsche Ader in sich und eine rührende Anhänglichkeit an mich hatte, obgleich ich ihn nicht direkt pflegte (mein Bursche besorgte dies jetzt). Wie er die Ohren spitzte, wenn er meinen Tritt hörte und mich mit den Zeichen großer Freude begrüßte. Ich gedenke seiner mit großer Liebe.

Sein Eifer war über alles Lob erhaben; immer wollte er der Erste vorn sein, und dieses Übermaß von Eifer, das ich sehr oft dämpfen mußte, wenn ich keine Unannehmlichkeiten mit meinen Vorgesetzten haben wollte, war das einzige, was mich nicht ganz zufrieden mit ihm machte. Hätte ich reiten können, wie ich w o l l t e, so hätte ich mir kein besseres Tier wünschen können; aber im Gliede heißt es eben, sich nach dem Ganzen richten und gute Ordnung halten. Dagegen hatte ich die vollste Lust durch ihn überall da, wo ich ihn gehen lassen durfte, also bei Felddienstübungen und im Manöver. —

Der Himmel war ganz wolkenlos; ein leichter Wind wehte und gab den hohen Kornfeldern der weiten vor uns liegenden herrlichen Ebene die reizvolle Undulationsbewegung. Die roten Esparsette- und gelben Rübsamenfelder brachten die angenehmste Abwechselung hervor. Die Ebene begrenzte das liebe Halberstadt mit seinen schönen Türmen, und dem Bilde gab der hohe grüne Huy-Wald den Abschluß. Ich ließ die Blicke selig über alles schweifen und träumte, träumte.

Ich schoß nicht schlecht (ich kam in die erste Schießklasse, wobei jedoch etwas Hokuspokus gewirkt haben mag). Übrigens spielt das Schießen beim Kürassier gar keine Rolle: seine Waffe ist der Pallasch, ein wahres Hünenschwert. Hierbei will ich gedenken, wie sehr sich der Mensch an alles gewöhnen kann. Als wir zum erstenmal mit Helm ritten, glaubte ich, der Hals bräche mir jede Minute ab; als ich zum erstenmal mit dem Degen ritt, meinte ich immer, ich würde mit großer Gewalt links heruntergezogen und ritt instinktiv ganz nach rechts übergeneigt; als wir zum erstenmal Rechts- und Links-Hiebe zu Pferde machten, glaubte ich vom

Pferde fallen zu müssen, und als wir zum erstenmal mit Küraß ritten, meinte ich, alle Knochen im Leibe würden mir zerschlagen und ich könnte den Blechkessel kein zweites Mal tragen. Und mit einem Male spürte ich die ganze Rüstung nicht mehr, und es war mir so wohl darin wie im Schlafrock. —

Saphir tat beim Schießen erst ein wenig erschreckt, tänzelte und wollte ekartieren und mit den Vorderbeinen in die Höhe, aber ein freundschaftlicher Sporenstich mahnte ihn, daß sein Wille von gar keiner Bedeutung sei. Er resignierte philosophisch, wofür er eine kleine Schmeichelei erntete und alles ging gut von statten.

Wir traten den Heimweg an und sangen bis vor die Stadt hübsche Soldatenweisen.

❋

Vom 8. Juni an wurden wöchentlich drei bis vier Felddienstübungen gemacht und zweimal wieder auf Decke geritten, diesmal die höhere Schule: Abbrechen, Abbiegen, Seitengänge.

Die Felddienstübungen waren die reine Wonne und gaben den Vorgeschmack aller Herrlichkeiten des in zaubervoller Ferne liegenden Manövers. Sie erinnerten mich an die Räuberspiele in meiner Jugend, und ich habe mich mit offenen Sinnen fast berauscht ihren Reizen hingegeben.

Gewöhnlich manövrierten nur zwei Züge (die Eskadron hat vier Züge) gegeneinander: die Mannschaften des einen Zugs mit Helm, die des anderen mit Mütze, aber ich fehlte nie. Zur höchsten Belustigung des Wachtmeisters fand er mich jeden Morgen unter den Ausrückenden. Er sagte einmal: „Na, Sie sind aber der reine Feldsoldat.“ Nicht für tausend Taler hätte ich eine Übung missen mögen. Hätte sich Saphir nicht stets brillant gehalten, wäre er hie und da lahm geworden, so würde ich mit einem anderen Pferd geritten sein. Hinaus ins Feld mußte ich.

Und wieder erhob sich in nächster Nähe ein schreckliches Gespenst vor uns armen Kürassieren: die ökonomische Musterung, von den Soldaten „Lumpenparade“ genannt. Wer Soldat ist oder gewesen ist, erbebt gewiß bei diesem Wort bis in den Kern des Herzens. Es wird nämlich alles: Pferd, Zaumzeug, Sattelzeug, Waffen, vier Anzüge (Kriegs-, Parade-, Sonntag-, Exerzier-

und Reitgarnitur), Stiefel, Hemd, kurz alles bis zum Sold- und Gesangbuch herab vom Brigade-General inspiziert.

Die Vorbereitungen zur Lumpenparade fangen schon vier Wochen vorher an. Jeden Tag finden zwei bis drei Appelle statt und jeden Tag wird ein sauberes Stück zurückgelegt, so daß, da der Dienst keine Unterbrechung erleiden darf und die Pferde geritten werden müssen, zuletzt nur auf Decke und im Drellanzug ausgerückt werden kann.

So machten wir denn auch zwei bis drei Felddienstübungen auf Decke und exerzierten sogar viermal auf Decke. Da zeigte sich, wer reiten konnte. Ist es nämlich schon ein schweres Reiten im Gliede auf Sattel, so ist es geradezu ein Kunststück, ohne Sattel im Gliede zu manövrieren. Aber die Deutschen sind gute Reiter. Das steckt von altersher im Blute. Die alten Germanen hatten auch keine Steigbügel und Tacitus erzählt bewundernd von ihrer Balance. Attackiert wurde aber nicht; auch nicht mit Waffen geritten.

Im Felddienst jedoch wurden alle Gangarten gemacht bis zur Karriere ohne Bügel, und solch ein vier- bis fünfstündiger Ritt strengte an. Mancher hat Gott gedankt, wenn er den „Heiligen Geist" (so heißt, wie schon früher erwähnt, der Hof der I. Eskadron) mit heiler Haut wiedersah.

Endlich war der Tag der Lumpenparade erschienen. Der Hauptstachel wurde ihr dadurch genommen, daß kurz vorher General von Schmidt Divisions-General geworden und Oberst von Larisch zum Kommandeur der 13. Kavallerie-Brigade ernannt worden war. Das war Balsam für unser Herz. Trotzdem hatten wir beim angestrengtesten Dienst in der letzten Zeit nicht mehr als vier bis fünf Stunden Schlaf. Ich finde unter meinen Papieren einen Zettel, den ich mitteilen will, woraus leicht zu entnehmen ist, wie schwer die armen Hände arbeiten mußten nur für den Anzug des Mannes (Küraß und Helm wurden vom Gürtler poliert; Sattel- und Zaumzeug hing bereits proper in den Ställen).

1. Bandelier

Tasche lackiren
Carabinerhaken und Bandstück poliren
Lederzeug waschen und weichreiben
Lederzeug tonen.

2. Degen.

Koppel waschen, weichreiben, tonen
Messing putzen
Klinge abziehen
Scheide poliren.

3. Pistol.
Zerlegen und putzen

4. Helm.
Schuppenketten u. Messing . . .putzen.
Futter waschen.

5. Küraß.
Vorstöße waschen u. einnähen
Riemen lackieren
Messingketten putzen.

6. Mütze.
Waschen

7. Reitrock.
Waschen
Knöpfe putzen.

8. Reithosen.
Waschen
Lederbesatz tonen.

9. Sporen.
Drei Paar putzen und poliren

10. Exercier-Rock.
Waschen
Knöpfe putzen.

11. In alle Kleidungsstücke Namen nähen.

12. Stiefel.
Altbrandenburger Stiefel, Ulanenstiefel, Kurze Stiefel } wichsen

13. Drellanzug.
Waschen und rollen.

Husaren und Dragoner kennen die meisten dieser Arbeiten nicht. Sie klopfen und bürsten ihren Rock und ihre Hosen einfach aus und sind fertig. Der Kürassier dagegen muß waschen und kollern, zum Trocknen aufhängen, wobei er der Sklave des Wetters ist, klopfen und bürsten. Dafür natürlich ist er auch Kürassier und der erste im ganzen Heer.

General von W. von der 8. Kavallerie-Brigade war, weil es *seine* Brigade nicht war, die er inspizierte, sehr gnädig und nachsichtig, und auch dieser Tag, auch die Lumpenparade, ging vorüber.

Am 11. Juli machten wir die letzte und schönste Felddienstübung im prachtvollen Huywald.

An die Felddienstübungen schlossen sich als eine weitere Vorbereitung zum Manöver die Übungsmärsche an.

Der schönste Marsch war der erste am 13. Juli.

Tags vorher wurden die Mäntel gerollt und der Sattel vollständig felddienstmäßig fertig gepackt (Packtaschen, Pistolenhalfter, Eisentasche, Feldkessel, Mantel, Chabracken, Futtersack). Um halb sieben Uhr morgens wurde gesattelt und um halb acht Uhr zogen wir in voller Rüstung mit dem Trompeterkorps an der Spitze wieder in den Huywald auf den freien Platz vor dem

Kloster. Ein Krümperwagen mit Biwacksbedürfnissen und mit Bier, aus der Mistkasse der Eskadron angeschafft, war vorausgeschickt worden. Als wir nach dreistündigem Ritt ankamen, stellten wir uns in Front auf; dann machte das zweite Glied kehrt und ritt ungefähr fünfundzwanzig Schritt vor. Hierauf wurde halt gemacht und abgesessen. Beide Glieder wandten sich also den Rücken zu. Auf das Kommando: Richt euch! trat jeder vor sein Pferd und richtete sich nach dem Flügelmann aus. Dann schnallte jeder den Pallasch ab, stieß ihn mit der Scheide genau zwischen den Füßen in die Erde, nahm den Küraß ab und stellte den vorderen Teil nach außen, den hinteren nach innen, so daß der Pallasch in der Mitte heraussah und stülpte den Helm auf den Pallasch, die Feldmütze aufsetzend. Demnächst wurden die Pferde gekoppelt, Pfähle eingetrieben, diese durch Fouragierleinen verbunden und an den Leinen die Pferde mit den Halfterriemen angebunden, nachdem ihnen vorher das Zaumzeug abgenommen und rechts vom Küraß auf die Erde gelegt worden war. Dann wurde abgesattelt und sämtliche Sättel in einer Reihe hinter die Pferde gelegt.

So war der Biwaksplatz vollständig abgesteckt und die geraden Reihen der Waffen, der Pfähle, der Pferde und Sättel machten einen außerordentlich gefälligen Eindruck.

Nachdem Pferdewachen postiert worden waren, lagerten sich alle zwanglos unter die schönen Eichen und verzehrten ihr mitgebrachtes Frühstück, wobei das Bier in Strömen floß.

Bald war alles in der heitersten Stimmung. Die Trompeter spielten; es wurde gesungen und auch getanzt. Graf Hue de Grais und Leutnant Meyer freuten sich über unser lustiges Treiben, und als Leutnant Meyer eine holde Schöne engagierte, die uns zusah (das Kloster ist zu Sommerwohnungen eingerichtet), und sich gewandt im Kreise mit ihr drehte, da tanzte bald die ganze Schwadron auf dem ebenen freien Plan, auch ich, zuerst mit meinem lieben Gehilfen Beck, dann mit dem wackeren Schmied Wolf und mit dem schlanken Wulff und mit dem Fleischer Koerner, der, seltsame Erscheinung! dasselbe griechische Profil wie Alexander der Große hat. Hätte er keine abstehenden Eselsohren, so wäre er der schönste Jüngling, der mir bis jetzt zu Gesicht gekommen ist. So ist er eine Verbindung von Satyr und Apoll. Sie alle kamen und enga-

gierten mich, und wir waren in der fröhlichsten Ausgelassenheit. Wir tanzten en carrière, bis wir erschöpft auf den Rasen fielen und übereinander kollerten.

Endlich wurde kommandiert: An die Pferde! und wir machten uns fertig. Da mußte nun mancher von seinen Kameraden auf das Pferd gehoben werden und mancher weiß noch zur Stunde nicht, wie er nach Hause gekommen ist. Auf dem Heimweg rissen wir Eichzweige ab und steckten sie auf den Helm und an den Küraß, so daß wir wie der wandelnde Wald von Dunsinan im Macbeth aussahen.

Unser Rittmeister wollte, daß wir alle nüchtern in Halberstadt ankämen und kommandierte deshalb, als wir aus dem Wald heraus waren: Traaab! Erst am Viadukt der Vienenburg-Halberstädter Eisenbahn wurde Schritt! kommandiert. Das herrliche Träbchen von 1¼ Stunde ohne Unterbrechung, wir in voller Rüstung, verfehlte seine Wirkung nicht. Wir waren klatschnaß und dampften. Kein einziges Gehirn war noch umnebelt als wir in den Schritt fielen.

Dann hieß es: Büsche weg!

Ein Blatt des meinigen behielt ich und trocknete es. Indem ich dies schreibe, betrachte ich das teure Andenken fast zärtlich.

✵

Es wurden noch mehrere solcher Übungsmärsche gemacht, verbunden mit Felddienstübung, aber keinen umwebt die Erinnerung mit so lichten goldenen Farben wie diesen. Ihm kann ich nur eine Partie unseres Ruderklubs in Neapel nach der Insel Ischia und den nächtlichen Ritt von Königerode über Wippra nach Sangerhausen, von dem ich später sprechen werde, an die Seite stellen.

Einmal übten wir auch Ein- und Ausladen der Pferde auf der Eisenbahn, und es war, als zögen wir in den Krieg. In voller Rüstung und mit vollem Gepäck ritten wir zur Station, und nun entfaltete sich das reizendste malerischste Bild vor meinen Augen. Komische Szenen waren in Menge vorhanden. Einige Pferde mußten von sechs Mann hinten gepackt und in die Wagen mit aller Gewalt geschoben werden. Bei anderen half auch dieses Mittel nicht und sie mußten rückwärts hinein, mit freundlichem Zuspruch, geführt werden.

Wir fuhren dann nach der Station Wegeleben, wo Ausladung stattfand. Hierauf ging es in scharfem Trabe nach Halberstadt zurück.

Gebadet habe ich in Halberstadt nicht regelmäßig. Im ganzen nicht mehr als zwölfmal, und zwar nicht in dem schmutzigen Tümpel, der Militär-Badeanstalt genannt wird, sondern oberhalb der Stadt in der Rabohne. Die Holtemme bildet hier einen ziemlich großen Teich mit kaltem reinem Harzwasser. Ringsherum stehen uralte Weidenbäume von einer Höhe, wie ich solche noch nicht gesehen habe. Der Teich liegt ganz im Schatten ihrer Kronen und ist ein köstliches Badeplätzchen. Es läßt sich nicht Erfrischenderes denken, als ein Bad in diesem Teich, nachdem man in glühender Sonnenhitze vier bis fünf Stunden lang in voller Rüstung exerziert hat.

✱

Als der Wachtmeister und ich im August einmal im Bureau saßen, sagte er zu mir:

„Nun, wie steht es denn mit einer Wache? Wollen Sie einmal auf Wache ziehen? Sie müssen doch alles kennen lernen.“

„Ich hätte Sie in diesen Tagen darum gebeten, wenn Sie mir nicht zuvorgekommen wären“, antwortete ich ihm. „Gewiß ziehe ich mit dem größten Vergnügen auf Wache.“

„Wollen Sie Nachtposten stehen oder eine ganze Wache?“

Ich wählte die ganze Wache.

So zogen wir denn drei Mann (Schramm, Stadler und ich) am 6. August, dem Jahrestag der Schlacht von Wörth, um ein Uhr nachmittags auf die Hauptwache und wurden daselbst von einem Unteroffizier der Infanteriewache übergeben. Der Wachtdienst der Kavallerie in Städten mit kleiner Garnison bildet einen sehr untergeordneten Zweig des Dienstes. Die Kavalleristen fallen da entschieden neben den Infanteristen ab, deren halber Dienst aus Wachtdienst besteht, damit sie nur überhaupt beschäftigt sind. Wir benahmen uns sehr unbeholfen und waren „unfreiwillige Komiker“.

Wir hatten nur einen Posten (Standartenposten vor der Wohnung des Obersten) zu beziehen, weshalb wir auch nur drei Mann waren, und führten uns wechselseitig auf. Um drei Uhr führte ich Stadler auf und ich glaube, daß ich ganz gut „Marsch!“, dann nach etwa hundert Schritt: „D a s Gewehrrr über“ und auf dem Heimweg: „Faßt das Gewehr an!“, dann „Halt!“ — „Gewehrrrr ein!“ — „Tretet weg“ — kommandiert habe.

Von fünf bis sieben stand ich Posten, und ich wurde von den Vorübergehenden recht angegafft. Nur einmal kam ich in die Lage, einen Griff zu machen: ich faßte das Gewehr vor dem Militärarzt Dr. Bother an.

Oehlmann konnte sich nicht versagen, vorbeizugehen, und er höhnte unbarmherzig. Als ich Miene machte, von meiner Befugnis Gebrauch zu machen und ihn zu arretieren, ergriff er die Flucht und schnitt mir aus der Ferne gräßliche Gesichter.

Um acht Uhr wurde die Kürassier-Wachtmannschaft durch sechs Mann der 5. Eskadron verstärkt, welche Nachtposten vor der Kammer und dem Arrestlokal zu stehen hatten. Ich ließ dann ein Fäßchen Bier auflegen (Tribut für die erste Wache), und wir waren recht vergnügt. Auch Oehlmann fand sich ein; aber er erhielt erst Bier, als er mir versprochen hatte, meinen Küraß für den Dienst am anderen Tage zu putzen.

Von elf bis ein Uhr in der Nacht stand ich zum zweiten Male Posten. Die Minuten verschlichen wie Stunden; es war recht langweilig. Das schöne Lied Hauffs:

> Steh' ich in finst'rer Mitternacht
> So einsam auf der stillen Wacht

habe ich mindestens zehnmal gesummt. Die Stelle:

> Sei ruhig, bin in Gottes Hut,
> Er liebt ein treu Soldatenblut

war für mich wie erleuchtet. Den wahren Wert der Lieder lernt man erst schätzen, ihren Zauber empfindet man erst voll, wenn unser Herz gleichsam nach dem bestimmten Ton gestimmt ist, in dem das Lied gedichtet wurde. Wie gedankenlos war ich früher über obige Worte hinweggehuscht, wie gewaltig packten sie mich heute!

Ich dankte Gott, als ich endlich in der Ferne den schweren Tritt der Ablösung hörte. Auf der Pritsche habe ich bei offenen Fenstern und Türen brillant geschlafen und ohne mich zu erkälten, während ich früher, wenn mich einmal zufällig in heißester Sommernacht die frische Luft berührte, am Morgen steif und verschnupft war. Das war auch eine Errungenschaft für mich von hohem Werte.

Um fünf Uhr wurden wir von Revierkranken abgelöst, da wir jetzt in der Zeit des Regiments-Exerzierens standen, wo die

Züge so stark an Zahl als nur möglich herauskommen müssen. Schon um halb sieben Uhr rückten wir auf das Brachfeld und kamen erst um ein Uhr zurück. Man vergegenwärtige sich: tags-vorher fünf Stunden in voller Rüstung exerziert, dann sogleich auf Wache gezogen und von der Wache wieder direkt in den Küraß und sieben Stunden in furchtbarer Hitze auf dem Pferd. Aber das alles dünkte mir Spielerei, so härtet sich im regelmäßigen täglichen Dienst der Körper ab.

Das Regiments-Exerzieren, welches unmittelbar dem Manöver vorhergeht und etwa vierzehn Tage dauert, ist ein Dienst, von dessen Schwere und Strapazen sich nur der einen Begriff machen kann, der unter ihm geseufzt hat. Nur dadurch, daß die Anforderungen an Mann und Pferd durch zehn Monate hindurch allmählich rationell gesteigert werden, ist er überhaupt zu ertragen. Sollte ihn ein Rekrut nach den ersten acht Tagen mitmachen, so würde er unfehlbar als Leiche vom Platze fortgetragen worden.

Ich sah natürlich nur wieder das Schöne in allem und schwelgte in der Poesie, die auch in diesem Teil des Reiterlebens liegt, wobei ich wesentlich von meiner hohen Widerstandsfähigkeit gegen Hitze unterstützt wurde, die ich mir in Italien erworben hatte. Während die meisten Kameraden die Köpfe hängen ließen und in der Hitze und im Staub verschmachten zu müssen vermeinten, blickte ich mit fröhlichen Augen um mich herum und verlor den Humor nicht.

Die beiden Quedlinburger Schwadronen waren eingetroffen und hatten in Quenstedt, Wegeleben und Harsleben Quartiere bezogen. Jeden Morgen um acht Uhr stand das ganze Regiment, die fünf blitzenden Schwadronen in Front (die fünf zweigliederigen Eskadronen nebeneinander) oder in zusammengezogener Kolonne (die Eskadrons nebeneinander, aber jede einzelne in Zügen hintereinander), also so:

5. Escadron	4. Escadron	3. Escadron	2. Escadron	1. Escadron
erster Zug	erster Zug	erster Zug	erster Zug	erster Zug
zweiter „	zweiter „	zweiter „	zweiter „	zweiter „
dritter „	dritter „	dritter „	dritter „	dritter „
vierter „	vierter „	vierter „	vierter „	vierter „

Dann ertönte jene reizende Manöver-Symphonie, gebildet aus lauter Kommandowörtern und wiederholten Trompeter-Signalen.

Der Oberst kommandiert: „Regiment!“ und der Eskadron-Chef ruft hierauf: „Eskadron!“ Dann läßt der Oberst das betreffende Signal blasen und alle Trompeter der einzelnen Eskadrons wiederholen das Signal.

Wie da das Herz schwillt und die Augen funkeln!

Und nun begannen die teils schönen, teils berauschenden Bewegungen des kompakten gewaltigen Regimentskörpers voll kochenden energischen Bluts und in Stahl gehüllt.

Es läßt sich wirklich nichts Schöneres denken als die regelmäßigen Verschiebungen und Wendungen, die ein solcher Körper auf einer weiten Fläche vollzieht. Der Zug, etwa 24 Mann (12 Rotten) ist die taktische Einheit des Regiments. Wie leicht und graziös verschiebt, dreht und wendet sich nun die kompakte Masse vermöge dieser Einheit. Es muß ein hohes Vergnügen sein, ein Reiter-Regiment zu kommandieren. Ich denke mir als Kommandeur z. B. einen in ziemlicher Entfernung vorbeiziehenden Feind, etwa ein paar Batterien. Diese soll ich in der Flanke zu fassen suchen. Ich kommandiere also zunächst Trab und, immer den Blick auf den Feind gerichtet, lasse ich bald geradeaus fortreiten, bald in Halb-Kolonne (Diagonale) nach rechts oder links, bald verstärke ich das Tempo, lasse Galopp reiten, bis ich endlich eine Attacke wagen kann.

Es läßt sich ferner nichts Berauschenderes denken als eine solche Attacke.

Man reitet Trab an, dann wird Galopp kommandiert und im langgestreckten Galopp angelangt, bläst es plötzlich von allen Seiten: Fanfaro! Marsch! Marsch! Und nun werden die Pallasche geschwungen und die Pferde greifen aus, daß der Luftdruck den Atem raubt.

O, wie habe ich da auf meinem Saphir geschwelgt, wie hat sich mit meiner Lust die Lust am Anblick der frischen deutschen Bauernjugend vermischt! Und es ging eine Vorstellung von dem heiligen Wahnsinn in mir auf, der einen Kürassier ergreifen muß, wenn er im Schlachtenlärm attackiert, wenn er, dem Untergang geweiht, unter den düsteren weitausgespannten Fittichen des Todesengels in die Reihen der Feinde sprengt.

Ich freute mich allemal königlich, wenn es zur Attacke ging, aber auch nicht minder, wenn das Regiment in Zugkolonne, also die zwanzig Züge hintereinander, einmal um das ganze weite Brachfeld herum im Galopp hinraste. Wie wurde der Genuß durch die offenbare Gefahr gesteigert! Man sieht kaum seinen Nebenmann, den Vordermann gar nicht in der Staubwolke, die vollständig die Nacht hereinbrechen läßt. Der Erdboden dröhnt, die Pferde schnauben, das Herz pocht stürmisch. Manchmal jagt rasch ein Windstoß den Staub fort: es tagt und das Auge erträgt fast nicht den blitzenden Glanz der Küraſſe, Helme und Degenklingen. Dann wird es wieder Nacht. — — —

✻

Und jetzt trat eine ernste Sache an mich heran. Ich hatte, als ich Offenbach verließ, wie der Arzt am Krankenbette, die Wahrheit umgehen müssen. Ich mußte meiner Schwester sagen, daß ich nur ein Jahr zu dienen brauchte. Hätte ich ihr die volle Klarheit gegeben, so würde sie es nicht ertragen haben. Auch jetzt würde meine Eröffnung, daß ich noch zwei Jahre dienen müsse, schreckliche Folgen gehabt haben.

Hierzu trat, daß ich viel freie Zeit für die Korrektur der Druckbogen haben mußte und der geistige Schaffenstrieb immer gewaltiger in mir drängte. Ich mußte nach dem Manöver frei werden, sollte ich nicht untergehen.

Ich stärkte mich wieder an dem Wort:

> Du wirst es alles machen,
> Tun, was mein Herze will,
> Weil seine rechten Sachen
> Gehn auf ein gutes Ziel

und schrieb an den Grafen Schlieffen:

Ew. Hochgeboren hatten die große Güte als Herr Premier-Lieutnant von Hagen mich Ihrem Wohlwollen empfahl, zustimmend zu antworten, und hierauf gestützt, erlaube ich mir in nachfolgender Angelegenheit um Ew. Hochgeboren Rat ganz gehorsamst zu bitten.

Wie Ew. Hochgeboren bekannt ist, habe ich mich, um noch Aufnahme in der Armee zu finden, zu einer dreijährigen Dienstzeit verpflichten müssen. Es wurde zwar von Herrn v. Hagen und später von Ew. Hochgeboren der Einjährig-Freiwilligen-Dienst in Anregung gebracht; ich konnte jedoch vor

meinem Eintritt in das Regiment eigenthümlicher Familienverhältnisse wegen (auch jetzt noch weiß nur meine jüngere Schwester, daß ich Kürassier bin) die Sache nicht in die Hand nehmen und nach meinem Eintritt mußte ich daraus, daß Ew. Hochgeboren mir keine weiteren Mittheilungen machten, schließen, daß Sie Sich von der Erfolglosigkeit jedes Schrittes in dieser Richtung überzeugt hätten.

Der Gedanke: von nächstem Herbste an noch zwei Jahre dienen zu müssen, hat nun durchaus nichts Abschreckendes für mich; denn einerseits bin ich mit Leidenschaft Cavallerist; andererseits geht alles Unangenehme, das mit dem Dienst verknüpft ist, in dem Bewußtsein unter, die erste Pflicht eines Deutschen in unserer Geschichtsperiode zu erfüllen, und ich würde die Kraft haben, die nicht seltenen Opfer der Selbstverleugnung wie seither, so auch für den Rest meiner Dienstzeit zu bringen. Aber, Herr Graf, so oft ich erwäge, was ich ganz mir selbst zurückgegeben in diesen zwei Jahren auf einem anderen Gebiete leisten könnte und dann bedenke, daß ich trotzdem den von mir so glühend geliebten Staat in keiner Beziehung um das Seine brächte — entsteht immer in mir der sehnliche Wunsch nach einer Verkürzung meiner Dienstzeit. Ich spreche dies nicht, wie ich erläuternd hinzuzufügen mir erlaube, als Kaufmann aus; denn Kaufmann war ich niemals anders als in zweiter Linie, und schon vor meinem Eintritt in's Heer habe ich die mercantile Laufbahn mit dem Entschlusse verlassen, sie freiwillig nicht mehr zu betreten. Ohne Trieb und ohne Talent zum Tanze um das goldene Kalb habe ich meinen nominellen Beruf von jeher nur als Mittel betrachtet, auf die leichteste Weise Länder und Leute kennen zu lernen und pflegte unter dieser Hülle sorgsam die Wissenschaft, in der ich allein Befriedigung und reines Glück finde. Sie ist auch das Gebiet, das ich oben erwähnte. Nicht nur hängt von meinem Austritt im Herbst die Publication einer schon im vergangenen September vollendeten wissenschaftlichen Arbeit ab, sondern auch die rechtzeitige Abfassung eines neuen Werks, wozu ich das Material trotz der Müdigkeit, die den Recruten in seinen wenigen Stunden umarmt hält, gesammelt habe.

Demungeachtet, Herr Graf, würde ich es nicht wagen, dem lebhaften Wunsch nach Befreiung Ausdruck zu geben, wenn mich nicht eine Aeußerung des Herrn Premier-Lieutenant von Hagen und eine andere des Herrn Zahlmeisters Stahl zum Vorgehen ermutigten. In einer meiner Unterredungen mit Herrn von Hagen sagte mir derselbe bestimmt, jedoch ohne Motivirung, daß ich nur zwei Jahre zu dienen hätte. Die mir angeborene Zurückhaltung in Verbindung mit der Verwirrung, in der ich mich hier in den ersten Wochen befand, verhinderten mich, um nähere Aufklärung zu bitten. Herr Zahlmeister Stahl ferner sprach mir gegenüber die Ueberzeugung aus, daß man mich nach vollendeter Ausbildung in Berücksichtigung aller exceptionellen Verhältnisse entlassen werde. Ich glaube nun nicht zu irren, wenn ich annehme, daß beide Aeußerungen auf Grund von Unterredungen mit Herrn Oberst von Larisch gemacht worden sind.

Ich wende mich hiernach vertrauensvoll an Ew. Hochgeboren mit der gehorsamsten Bitte, mir zu sagen, ob ich überhaupt meine Entlassung beantragen soll; denn ich möchte keinen Schritt unternehmen, von dem man im Voraus wüßte, daß er erfolglos wäre; eventualiter: an wen ich — natürlich mit der Erlaubniß und auch Billigung des Herrn Grafen Hue de Grais — den Antrag zu richten hätte.

Ich würde denselben, obgleich mir die Entlassung am Liebsten gleich nach dem Manöver wäre, dennoch erst für den 1. Dezember stellen, weil ich leider — Oehlmann ausgenommen — der Einzige von der I. Escadron bin, der an die Stelle des abgehenden Paroleschreibers treten kann und mich verpflichtet halte, so lange bei dem wackeren Herrn Wachtmeister Seding zu bleiben, bis ein genügender Ersatz gefunden ist.

Ich will noch erwähnen, daß es für mich in Betreff meines Militärverhältnisses weder eine Reserve- noch eine Landwehr giebt. Getreu bis zum Tode den politischen Grundsätzen, die mich leiten, werde ich mich, so lange ich die nötige Kraft habe, als zum Regiment gehörig betrachten; denn wer sich einmal in den Dienst des Allgemeinen begeben hat, Der will und kann nicht mehr zurück und strebt, unwiderstehlich gezogen, der klaren Höhe zu, die mit ihrem Lichte sein ganzes inneres Leben gefangen hält.

Bei der ersten Begegnung mit dem Herrn Grafen dankte er mir für mein Schreiben und sagte:

„Ich werde mit dem Herrn Oberstleutnant sprechen. Jedenfalls erhalten Sie einen längeren Urlaub. Ob Sie ganz zu befreien sind, ist sehr fraglich; denn erstens ist Ihr Grund kein im Sinne des Gesetzes stichhaltiger, und ferner dürfen wir Sie nicht zur Disposition beurlauben, weil Sie erst ein Jahr dienen. Alles, was aber zu machen ist, wird gemacht werden.“

Hätte mich der Herr Oberst von Larisch freigegeben? Vielleicht — wahrscheinlich war es nicht. Der gute, freundliche, liebenswürdige neue Regiments-Kommandeur Oberstleutnant von Burgsdorff gab mich aber sofort frei, was ich jedoch erst während des Manövers erfuhr. Ich verehrte erschüttert das Walten des Schicksals in diesem Dekorationswechsel.

Einstweilen genügte mir der versprochene längere Urlaub vollständig. Kommt Zeit, kommt Rat, dachte ich, und so konnte ich mich denn mit ruhigem Gemüt dem Manöver hingeben, das schöner ausfiel als meine kühne Phantasie es sich vorgestellt hatte.



Druck von J. S. Preuß, Berlin S 14, Dresdener Straße 43.



